ZS
Zürcher Studierendenzeitung
3/22

# «Wenn die Sirenen losheulen, wird die Vorlesung unterbrochen und ich renne in den Luftschutzkeller»

Studierende aus der Ukraine und Russland berichten

**Neues Plenum**
Studis wollen Uni politisieren

**Alte Studis**
Auch Ü60 haben Wissensdurst

**Streetart**
München war mal subversiv

Universität Zürich[UZH]

Career Services

# Bereit für deinen Traumjob?

Mit unserem Angebot unterstützen wir dich.

**UZH JobHub · CV Checks**
**Jobportal · Beratungen**
**Online-Ratgeber**
**Workshops & Trainings**
**Long Nights of Careers**

Folge uns.

Entdecke deine UZH Career Services:
**careerservices.uzh.ch**

## News

4–5 **Neues Studiplenum an der Uni**
Studis organisieren sich am VSUZH vorbei

6 **Sprache in der Beziehung**
Wie Pronomen Kommunikation prägen

7 **Wer sich Zeit lässt, blecht**
Höhere Gebühren für Langzeitstudis

8–9 **Gelebter Sozialismus unter Palmen**
Reportage aus dem Kibbuz in Israel

11 **Die Hürden der ersten Generation**
FirstGen-Academics haben es schwerer

12–13 **Graue Haare an der Uni**
Studieren im Alter – mit oder ohne Credits

14 **Ewiger Kampf für Tierrechte**
Was die Protestierenden vor der ETH antreibt

15 **Mit Kreide gegen Catcalls**
Aktivist*innen wehren sich auf Instagram

## Thema

20–23 **Raketenalarm statt Pausengong**
Studis aus Odessa und Lwiw berichten

24–25 **«Rumsitzen hilft niemandem»**
Drei geflüchtete Ukrainerinnen im Portrait

26–27 **Den Krieg beim Namen nennen**
Interview mit russischem Journalisten

## Kultur

30–31 **Raven mit Idealen in der Wäscherei**
Der Verein hinter Zürichs neuem Place to be

33 **Inestäche, umeschlah, durezieh und abelah**
Lismen und Häkeln ist wieder im Trend

34–35 **Buchtipps für den Sommer**
Neuerscheinungen von Zürcher Verlagen

40–42 **Banksy im Museum statt an der Mauer**
Münchens paradoxer Umgang mit Streetart

5 Gedicht 6 Kommentar
16 Kochkolumne 17 Senf der Redaktion
29 Bildbox 38 Kolumne von Laura Chresta
38–39 Kulturspalten 43 Comic



***Studieren im Krieg*** — Der Überfall Russlands auf die Ukraine ist nur etwas mehr als tausend Kilometer von Zürich entfernt. Studis schauen nun Vorlesungen aus dem Bunker oder müssen ihre Heimat verlassen. Universitäten werden zerbombt, tausende von Menschen sterben.

Wie geht es den Studierenden vor Ort und was sind ihre Gedanken zu diesem Angriffskrieg? Zwei Studis haben für uns geschrieben. Wir haben ihre Texte mit Hilfe des slavischen Seminars der Uni Zürich übersetzt und abgedruckt. Vlad berichtet aus Odessa, einer Stadt, die zunehmend zur Zielscheibe der Invasion wird. Er berichtet von seinem vom Krieg geprägten Alltag (S. 20–21). Karyna hat ein Essay aus Lwiw geschrieben, in dem sie ihre Ängste und Hoffnungen mit uns teilt (S. 22–23). Einige ukrainische Studis sind in die Schweiz geflohen, knapp hundert studieren nun an der Uni Zürich. Wer sind sie? Und wie geht es ihnen? Wir haben mit drei Studentinnen gesprochen (S. 24–25). Schliesslich haben wir Vitaly interviewt, den Redaktor des studentischen DOXA-Magazins aus Moskau. Dessen Redaktion kämpft mit Journalismus gegen das autoritäre Regime und nennt den Krieg beim Namen (S. 26–27).

Für die Redaktion
Lukas Heinser und Carlo Mariani

*Am Treffen des Studierendenplenums im Café Zähringer wird rege diskutiert.*

# Neues Studiplenum gegründet

## Eine Gruppe Studierender will die Unipolitik aufmischen. Es soll sich durch «Unabhängigkeit» vom VSUZH abheben.

Anne Militzer (Text) und Lucie Reisinger (Bild)

Am 29. März treffen sich in einem Seminarraum der Uni Zürich rund dreissig Personen und tauschen sich im Rahmen eines neuen, offenen Studiplenums über die Missstände an Uni und ETH aus. «Wir wollen ein offenes, basisdemokratisches Gefäss schaffen, das freier agieren kann als der VSUZH», erzählt Lena Ryser. Sie ist eine der vier Studierenden, die das Studiplenum zum Leben erweckt haben. «Der VSUZH ist in die Uni-Administration eingebunden. Ihm sind deshalb politisch die Hände gebunden», so ein anderes OK-Mitglied. Die Idee eines offenen Studiplenums ist von französischen Universitäten inspiriert: Dort ist es Usus, dass sich Studierende einmal wöchentlich treffen, um spontane Aktionen umzusetzen.

Schon kurz nach der Gründung sammelte das Plenum in Kleingruppen Kritikpunkte: Zu hohe Studiengebühren, Ökonomisierung der Uni, Diskriminierung, sexistische und rassistische Äusserungen von Professor*innen, chaotische Prüfungsorganisation während Corona, Leistungsdruck, zu hohe Mensapreise, Werbung für private Unternehmen in Vorlesungen, unkritische Wissenschaft und die Anforderung an die Studierenden, sich selbst zu finanzieren, ohne nebenbei noch arbeiten zu müssen. An Problemen scheint es nicht zu mangeln. Konkrete Lösungsansätze dagegen haben die Studierenden kaum.

### «VSUZH sind nicht die Hände gebunden»

Auch das Co-Präsidium des VSUZH ist beim Studierendenplenum dabei, um sich ein Bild zu machen. «Wir versuchen

die Studierenden anzuhören und möchten deshalb auch aktiv einen Schritt auf das Studiplenum zugehen, um seine Anliegen zu hören und unsere Mithilfe anzubieten», sagt Co-Präsident Pio Steiner. Doch es lässt ihn nicht ganz kalt, dass das Plenum den VSUZH aussen vor gelassen hat: «Wir hätten uns gewünscht, dass das Organisationskomitee sich vor seinem ersten Plenum mit uns ausgetauscht hätte, um abzuklären, wo die Mittel des VSUZH liegen und was man zusammen angehen könnte. Das wurde leider nicht gemacht», kritisiert Pio.

Nichtsdestotrotz befürwortet der VSUZH den Zusammenschluss engagierter Studierender, die sich für eine gerechte Uni einsetzen. Dass dem offiziellen Studiverband politisch die Hände gebunden seien, streitet Pio aber entschieden ab: «Wenn das so wäre, würden wir sehr viel falsch machen. Da wir von der Uni unabhängig sind, sind uns die Hände genau nicht gebunden. Wir schrecken auch nicht vor rechtlichen Disputen zurück, wie der Fall der Disziplinarverordnung gezeigt hat.» Er führt aus: «Da der VSUZH in sehr vielen universitären Kommissionen drin ist, kann es vielleicht so wirken, als würden wir auf einer ‹Unischiene› fahren. Aber wenn man Kritik an der Uni üben will, kommt man nicht umhin, sich mit ihr an einen Tisch zu setzen und Probleme offen anzusprechen.» Das habe aber nichts mit Abhängigkeit zu tun. «Uns stehen alle Mittel zur Verfügung, die im rechtlichen Rahmen liegen, um auf wichtige Themen hinzuweisen. Das wird vielleicht manchmal zu wenig sichtbar, da vieles vertraulich behandelt werden muss», rechtfertigt sich Pio für den VSUZH.

### Viel Engagement, wenig Struktur

Für einige Teilnehmende des Studiplenums scheint der VSUZH also mehr ein Verein zu sein, der Parties und Speeddatings organisiert, als ein Verband, der sich politisch für die Anliegen der Studierenden einsetzt. Doch was genau will denn dieses Plenum? Die Frage wird bei einem «offenen Austausch» am 13. April im Café Zähringer diskutiert. Ungefähr dreizehn Personen sitzen dort an einem Tisch und diskutieren darüber, wie es weitergehen könnte. «Es ist schwer herauszuspüren, welche Probleme man tatsächlich in diesem Rahmen angehen kann. Es braucht noch Struktur», meint einer der Anwesenden. Zu den Forderungen gehören wieder eine Uni ohne Diskriminierung, emanzipatorische und unabhängige Bildung sowie Bildungszugang für alle.

Die Studierenden legen sich vorläufig auf einen Zeitplan fest: Das Plenum soll monatlich stattfinden. Die nächste Zusammenkunft an der Uni findet am Mittag des 10. Mai statt. Genaueres wird noch bekanntgegeben. Es soll zum einen um das universitäre, aber fremdfinanzierte Institut «UBS Center of Economics in Society» und zum anderen um «Hierarchien und Machtstrukturen» an der Uni gehen. Bei Letzterem wird es Inputs von der linken VSUZH-Ratsfraktion KriPo (kritische Politik) geben. «Ziel ist es, dass sich autonome Arbeitsgruppen bilden, welche dann an spezifischen Themen arbeiten können», meint ein weiteres Mitglied des Organisationskomitees.

Bei vielen Anliegen scheinen die Teilnehmenden jedoch nicht besonders gut informiert zu sein. Es macht den Eindruck, als hätten die Studis viele Probleme erst gerade bemerkt. Das UBS Center beispielsweise existiert mittlerweile schon seit 10 Jahren. Ob es daran noch etwas zu rütteln gibt, ist fraglich. Wobei es immer eine der grössten Herausforderungen der studentischen Unipolitik ist, gegen eine Uni anzukämpfen, die ihre Projekte auf lange Zeithorizonte hin plant, während die Regelstudienzeit nur fünf Jahre dauert. Dem Plenum mangelt es schliesslich noch an Struktur und greifbaren Vorhaben. «Wir sind jetzt noch in der Findungsphase, da ist alles noch nicht so konkret», sagt Nicolas, einer der Initiator*innen. ◊

Gedicht

## Notiz

*Sommerhitze, Risse in der Decke, Ventilatoren*
*Rauchend getaucht in die Vergangenheit*
*Starrend in das Arbiträre von Situationen*
*Eckige, spitzige Gefühle, so viele, nicht leicht*
*Zu finden Gemeinsamkeiten, Sinne, Felder zu breit*
*Züge entgleist und dann stehengelassen meist*
*Kann das sein, bereits jetzt? Ich weiss / stets nicht*
*Momente, Zeiten – rauschen wie wild*
*Bis ich sie höre, Takte, Stimmen*
*Und sehe durch Wälder plötzlich, seh' ein Bild*
*Hüte tragend, ich selbst als Kind*
*Und komm' ins Lachen, fragil und schön*
*Risse in der Decke, Sommerhitze, gib mir mehr*
*Arbiträr, du gefällst mir sehr*

Hier dichtet Redaktor Kai Vogt

## Weniger Sponsoring, mehr Rückgrat

**Privatgelder** – Diesen März liessen UBS und Uni gemeinsam die Korken knallen. Vor 10 Jahren gründete das Institut für Volkswirtschaftslehre der Uni Zürich in Partnerschaft mit der UBS das «UBS Center for Economics in Society». Anlass genug für grundsätzliche Fragen. Ziel war damals die «Unterstützung volkswirtschaftlicher Forschung und die Förderung des Austausches zwischen Wissenschaft, Politik und Gesellschaft». Die Bank verpflichtete sich zu einer Spende von satten 100 Millionen Franken und darf seitdem ihr Logo auf alle Papers kleben. Im Stiftungsrat des Instituts sitzen ausserdem doppelt so viele UBS-Kaderleute wie Uni-Professor*innen.

Von Medien und Akademiker*innen kam anfänglich starker Gegenwind – man sprach von «Branding» und fürchtete um die Unabhängigkeit der volkswirtschaftlichen Forschung. Auch die ZS berichtete regelmässig kritisch. Die Vorwürfe wurden von der Uni vehement zurückgewiesen. Die Wogen glätteten sich erst, als 26 Schweizer Professor*innen den «Zürcher Appell» veröffentlichten und darauf Einsicht in die geheimen Verträge gewährt wurde. Matthias Binswanger, Initiator des Appells, gibt sich seither beruhigt. Diesen April sagte er gegenüber dem SRF, dass die Bank keinen Einfluss zu nehmen scheine und die Forschung des Departements sehr breit, teils auch bankenkritisch, sei.

Doch wenn die Bank nicht mitbestimmen will, warum sind dann so viele UBS-Leute im Stiftungsrat? Viel grundsätzlicher stellt sich aber die Frage, wieso überhaupt Grosskonzerne die Forschung finanzieren sollen. Heute stiften nicht nur die UBS, sondern unter anderem auch Nestlé, Syngenta und Credit Suisse Professuren an Schweizer Hochschulen. Sollte in einer Demokratie nicht die Öffentlichkeit entscheiden, wie viel Geld die staatliche Uni bekommt, und diese das Geld nach eigenem Gutdünken handhaben? Wenn die UBS die Uni unterstützen möchte, könnte sie einfach mehr Steuern zahlen. Bis anhin ergibt man sich aber der Versuchung und lässt den grauen Männern freie Bahn, nimmt dankend an, was man bekommt. Gerade von einer staatlichen Hochschule wie der Universität Zürich würde man mehr Rückgrat erwarten. [hel]



# «Wir» und «du» in Beziehungen

## Eine Studie widmet sich der Pronomennutzung in Konflikten und Unterstützungssituationen.

Anilda Studenica

Aus bisherigen Studien weiss man, dass sich psychologische Prozesse im Sprachgebrauch widerspiegeln. Aktuelle Forschungsergebnisse des psychologischen Instituts der Universität Zürich zeigen nun, wie sich die Wortwahl auf Partnerschaften auswirkt. Bei der Untersuchung legte die Forschungsgruppe den Schwerpunkt vor allem auf die Nutzung von Pronomen wie «ich», «du» und «wir». «Gerade in Beziehungen sind Pronomen von Interesse, da sie den impliziten Fokus des Sprechenden aufzeigen», meint die Erstautorin Tabea Meier. Verwendet ein*e Partner*in beispielsweise das Pronomen «du» häufig, lenkt er oder sie damit den Fokus auf das Gegenüber.

An der Studie ist besonders, dass sie den Pronomengebrauch in verschiedenen Kontexten untersucht. Bis anhin wurden bei Paarforschungen praktisch nur Gespräche betrachtet, die von Konflikten innerhalb der Beziehung handelten. Dieses Mal haben die Forschenden jedoch auch die Unterschiede zwischen Konfliktsituationen und sogenannten sozialen Unterstützungssituationen ermittelt. Soziale Unterstützungssituationen sind Gespräche, bei welchen ein*e Partner*in ein persönliches Problem beschreibt und vom Gegenüber Beistand erhält.

Dafür erhielten die Paare eine Liste mit Themen, die oft zu Streit führen. Zusammen haben sie eines ausgesucht, das sie besprechen wollten. Zu den Themen gehörten unter anderem nervige Angewohnheiten der*des Partner*in, die Kommunikation innerhalb der Beziehung und der Umgang mit Finanzen.

Dabei haben die Forschenden herausgefunden, dass sich die Verwendung des «Du»-Pronomens bei Konfliktgesprächen negativ auf die Interaktion zwischen den Partner*innen auswirkt. Denn damit sind oft Vorwürfe verbunden. Viel besser wirkte sich in Konfliktsituationen das Pronomen «wir» aus. Dies impliziere die Suche nach einem gemeinsamen Lösungsweg, so Meier.

### Physiologische Aspekte noch zu untersuchen

In Unterstützungssituationen hingegen sei es von Vorteil, wenn die unterstützenden Personen häufig das Pronomen «du» verwendeten. Damit zeigten sie ihre Zuneigung und den Willen, der anderen Person zu helfen. «Gewöhnliche alltägliche Stressfaktoren können grosse Auswirkungen auf die Beziehung haben, wenn sie nicht richtig gehandhabt werden», so Meier. Wenn sich ein*e Partner*in also über die unbewältigbare Menge an Lernstoff oder nervige Nachbar*innen aufregt, sollte die andere Person einfach zuhören und zeigen, dass sie da ist. Damit tut sie ihrem Beziehunsleben etwas Gutes.

Tabea Meier würde die bisherige Studie gerne ausweiten und beispielsweise auch die Auswirkung des Sprachgebrauchs auf physiologische Parameter untersuchen. «Man könnte Indikatoren des autonomen Nervensystems nutzen, um zu beobachten, wie gestresst die Partner*innen während eines bestimmten Gesprächs sind.»

Inwiefern sind die Ergebnisse dieser Forschung nun relevant? «Es handelt sich um eine Grundlagenforschung, die in Zukunft für Kommunikationstraining bei Paaren nützlich sein könnte», sagt Meier. Dafür sei es wichtig, dass man solche Kontextunterschiede kenne, um die Empfehlungen an die Situationen anpassen zu können.

Meier fügt schliesslich hinzu: «Es ist normal, dass Konflikte bei Paaren vorkommen, aber es gibt ganz unterschiedliche Arten, wie man die Konflikte führen kann.» ◊

# Für ewige Studis wird's teuer

## Wer länger als zwölf Semester studiert, wird zur Kasse gebeten. Das sorgt für Kritik.

Anna Meier (Text)
Selma Hoffmann (Illustration)

Wer auf Bachelor- oder Masterstufe länger als zwölf Semester studiert, muss ab dem 1. August erhöhte Studiengebühren bezahlen. Mit 1'440 Franken werden diese doppelt so hoch wie die übliche Semestergebühr von 720 Franken. Das hat der Universitätsrat in der revidierten Verordnung über die Studiengebühren vorgesehen, die im August in Kraft tritt. Damit sollen fakultätsübergreifend einheitliche Regeln geschaffen werden. Denn einige Fakultäten kennen bereits heute eine Studienzeitbegrenzung, nicht aber zum Beispiel die Philosophische Fakultät.

Die neue Regelung sorgt für viel Kritik. So spricht sich der VSUZH vehement gegen die Beschränkung der Studienzeit und die damit einhergehende Erhöhung der Studiengebühren aus. Die Uni Zürich gehe von «Vollzeitstudierenden» aus. Da aber 75% aller Studierenden neben dem Studium arbeiten, entspreche diese Vorstellung nicht der Realität. «Bei einem Teilzeitstudium von 50% wird das vom Universitätsrat empfohlene Maximum von 12 Semestern schnell zur eigentlichen Regelstudienzeit», schreibt der VSUZH im Positionspapier zur Studienzeitbeschränkung.

Doch die Uni Zürich hält an der Revision fest und Gabriele Siegert, Vize-Rektorin und Prorektorin Studium und Lehre, beschwichtigt: «Ziel der Regelung ist es eigentlich nur, dass die Studierenden auch studieren. Es gibt eine kleine Anzahl Studierende, die über mehrere Semester gar keine oder nur sehr wenige Module buchen, so dass nicht klar ist, wieso sie überhaupt an der Uni immatrikuliert sind.» Wenn ein Studium tatsächlich länger als zwölf Semester dauert, sei es sinnvoll, sich mit der Person hinzusetzen und zu schauen, dass der Abschluss erreicht werden kann.

Doch wenn es Ziel der Revision ist, Studierende dabei zu unterstützen, ihren Abschluss zu erreichen, weshalb dann die finanziellen Druckmittel? «Naja, wenn wir einfach zu einem Gespräch einladen würden, würde ja niemand kommen», sagt Siegert. Es gäbe zudem Fächer, wo es problematisch sei, wenn ein Studium zu lange andaure. «Dann können wir nicht mehr garantieren, dass die Studierenden wirklich über die Kompetenzen verfügen, welche für den Arbeitsmarkt wichtig sind», betont Siegert.

### Ein gesamtgesellschaftlicher Trend

Isaias Moser, Vertreter des Stands der Studierenden in der erweiterten Universitätsleitung, kann teilweise nachvollziehen, weshalb die Uni diese Revision beschlossen hat. Denn aus Politik und Wirtschaft gäbe es seit Bologna grossen Druck: «Es gibt die Auffassung, Studis sollten möglichst kurz und heftig studieren. Natürlich könnte die Uni Zürich hier einen Gegenpunkt setzen, aber wir haben es mit einer gesamtschweizerischen, ja vielleicht europäischen Entwicklung zu tun.»

Wie viele Studis betroffen sein werden, kann Siegert nicht genau sagen. «Es werden aber sehr wenige sein», versichert sie, das zeige ihre Erfahrung. Die erhöhten Gebühren fallen auch nicht automatisch an. Studierende würden im elften Semester kontaktiert und könnten einen Antrag auf Beibehaltung der regulären Studiengebühr stellen. «Dann wird inhaltlich und formell geprüft, weshalb das Studium so lange andauert. Wenn es gute Gründe gibt, muss auch keine erhöhte Studiengebühr bezahlt werden», so Siegert. 1'440 Franken bezahlen müsse nur, wer keinen Antrag stellt. Der Zähler auf Studienstufe werde zudem erst diesen Herbst für alle Bachelor- und Masterstudierenden auf eins gesetzt, das heisst: Höhere Gebühren werden frühestens per Herbstsemester 2028 fällig. ◊

*Weil Autos im Kibbuz Ma‘agan Micha’el lange verboten waren, tuckern die Einwohner*innen in Golfwägen herum.*

# Zu Besuch im gelebten Sozialismus

## In sogenannten Kibbuzim, sozialistisch geprägten Siedlungen in Israel, soll es weder soziale noch ökonomische Ungleichheit geben. Eine Reportage.

Kai Vogt und Lisa Egger (Text und Bild)

Im Zuge moderner Entwicklungen und Krisen wie der Globalisierung und dem Klimawandel hat die Frage nach der bestmöglichen Organisation der Gesellschaft eine kleine Renaissance erfahren. Grosse Konzepte wie Kapitalismus, Konsum und Eigentum sind heute wieder vermehrt im Gespräch, Alternativen und gar ein «System Change» werden diskutiert. Was das konkret bedeutet, bleibt oft unklar. Deshalb lohnt sich ein Blick nach Israel. Dort zeigt ein einzigartiges System, wie es auch anders geht.

### «Die zentrale Idee ist das Teilen»

Der Kibbuz Ma‘agan Micha’el, eine ländliche Kollektivsiedlung, liegt nördlich von Tel Aviv, direkt am Meer. Hinter Avocadoplantagen und Weizenfeldern befindet sich der Eingang zum Ort, der an einen Grenzübergang erinnert. Gleich dahinter teilt sich die Strasse. Eine führt zum Gewerbegebiet mit Fabriken, einer Farm und einer Fischzucht. Die andere geht zum Wohnquartier des Kibbuz, einfache Häuser, löchrige Wege, Palmen. Ein urtümlicher Charme prägt die Szenerie, sie

erinnert an ein verschlafenes Dorf. Und doch ist vieles anders: Haustüren werden nur selten abgeschlossen, anstatt in Autos tuckert man in kleinen Golfwägen herum, manche barfuss und Bargeld gibt es nicht.

Die ersten Kibbuzim entstanden zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Zuge einer zionistischen Bewegung jüdischer Immigrant*innen aus Osteuropa. Diese anfangs landwirtschaftlichen Kommunen bauten auf sozialistischem Gedankengut auf und prägten eine neue Lebensform, wo radikale soziale Gleichheit herrschte. Als Mitglied arbeitete man für das Kollektiv, Privateigentum besass man keines. Stattdessen wurden Essen, Kleidung und Unterkunft vom Kibbuz zur Verfügung gestellt, wobei jede*r genau gleich viel erhielt. «Die zentrale Idee dahinter ist das Teilen. Alle arbeiten hier, so viel sie können, und nehmen sich so wenig, wie sie brauchen», erzählt uns Oliver Stutz, langjähriges Kibbuzmitglied. Der gebürtige Schweizer zog mit Anfang 20 nach Israel, nun lebt er schon über 30 Jahre in Ma'agan Micha'el. Im Gespräch mit ihm wird deutlich: Über die Zeit hat sich hier einiges verändert.

Die Radikalität ist gewichen und hat einem Kompromiss Platz gemacht. So werden den Mitgliedern heute möglichst viele Entscheidungsfreiheiten gelassen, wobei die Gemeinschaft nur noch einen Rahmen vorgibt, der den sozialen Charakter des Kollektivs erhalten soll. Anders als früher erhalten die Mitglieder für ihre Arbeit im Kibbuz einen Lohn, womit sie sich kaufen können, was sie wollen. Speziell bleibt, dass alle gleich viel verdienen, unabhängig vom Beruf. «Hier nennen wir es nicht Lohn, sondern Budget», erklärt Oliver. «Dieses hängt von der Grösse der Familie ab, aber nicht vom Job oder der Ausbildung.»

### Gleiche Arbeitsteilung und Kinderbetreuung

Gleich verhält es sich mit der Aufteilung des Wohnraums, der nur dem Kibbuz gehört. Familien können in kleine Häuser ziehen, Einzelpersonen leben meist in Zimmern. Diese Bevorzugung von Familien sei auch immer wieder ein Streitpunkt, so Oliver. Durch die basisdemokratische Organisation des Kibbuz bleibt Kritik wie diese aber nicht im luftleeren Raum, sondern kann bei einem Komitee geäussert und unter den mehr als 2'000 Bewohner*innen zur Abstimmung gebracht werden. Vor zwei Jahren ist dadurch das Verbot des Besitzes eines eigenen Autos abgeschafft worden. Das Carsharing-Angebot mit den Fahrzeugen des Kibbuz dominiert trotzdem noch.

Schlendert man durch die grüne Siedlung, fallen weitere Eigenarten auf: Es gibt einen eigenen Zoo, Sportplätze, ein Schwimmbad und das alles frei zugänglich. Ein Dorfplatz fehlt, dafür gibt es aber einen grossräumigen Speisesaal, in dem drei Mal am Tag von Angestellten ein Buffet für die Bewohner*innen bereitgestellt wird. Dieser Saal, wie auch die Wäscherei, wo alle Kleider des Kibbuz gewaschen werden, seien noch Relikte aus der Anfangszeit, so Oliver.

Hintergedanke war dabei die Abschaffung jeglicher auf Geschlecht basierender Arbeitsteilung. Schon in den frühen Kibbuzim wurde die Gleichstellung zwischen Mann und Frau gelebt. Beide haben stets gleich viel gearbeitet. Eine stereotypische Aufteilung gab es nie – auch nicht bei der Kinderbetreuung, die seit jeher eine wichtige Rolle spielte. «Damals gab es die Kinderhäuser, wo alle Neugeborenen nach nur wenigen Woche abgegeben und mit den anderen gleichaltrigen Kindern von Erzieher*innen grossgezogen wurden», erinnert sich Oliver. Die Kinder konnten ihre Familien zwar immer besuchen, bei ihnen gewohnt haben sie aber nie. Auch diese Idee der extremen Kollektivierung hat sich im Laufe der Jahre gemässigt: Mittlerweile wachsen die Kinder bei ihren Familien auf. Doch das Angebot an Kinderbetreuung bleibt gross. 14 Kindergärten, Krippen und Horte zählt der Kibbuz heute – Dienstleistungen, welche die Eltern nichts kosten. So scheint der Ort besonders für Familien ein kleines Paradies zu sein.

> **«Nur weil wir Kapitalist*innen sind, können wir uns den sozialistischen Lebensstil leisten»**
>
> Oliver Stutz, langjähriges Mitglied von Ma'agan Micha'el

Die Zäune und Eingangspforten um die Siedlung suggerieren es aber schon: Nicht jede*r ist hier willkommen. Um Mitglied zu werden, muss man hineingeboren werden, oder man heiratet sich ein. Über den vollständigen Beitritt wird dann von den anderen Mitgliedern abgestimmt. Zeigt man nicht genügend Engagement, könne es durchaus sein, dass man nicht aufgenommen werde, meint Oliver. Das Arbeitsethos sei immer noch gross. Bereits mit 13 Jahren ist es üblich, erste kleine Jobs im Kibbuz zu übernehmen. Auch an Feiertagen wird hier gearbeitet. Dabei sind die Hierarchien flach, in Führungspositionen wie der Kibbuzleitung wird alle vier Jahre rotiert, eine Elite gibt es nicht.

### Wohlstand dank Plastikfabrik

Doch wie kann ein solch utopisch klingendes System tatsächlich funktionieren? Bei dieser Frage wird es pikant. Der Kibbuz als autarke, isolierte Siedlung zu sehen, wäre falsch. Im Gegenteil: Durch seine Vernetzung im In- und Ausland gehört Ma'agan Micha'el zu den reichsten Kibbuzim Israels. Verantwortlich dafür ist die Plastikfabrik Plasson, die grösste Arbeitgeberin der Siedlung. Ihre Produkte werden in die ganze Welt exportiert und es existieren zahlreiche Tochterfirmen. Gerade diese Halb-Privatisierung sicherte über die Zeit das Überleben des Kibbuz, etwas, das vielen traditionellen Siedlungen nicht gelungen ist.

«Das Paradoxe ist: Nur weil wir Kapitalist*innen sind, können wir uns unseren sozialistischen Lebensstil leisten», meint Oliver lächelnd. Dies bedeutet aber auch, dass das langfristige Bestehen des Kibbuz stark von der wirtschaftlichen Entwicklung einer Firma abhängt. Das bringt Risiken mit sich. Solange es aber finanziell so gut funktioniert wie bis anhin, wird Ma'agan Micha'el weiter als Beispiel dafür dienen, dass soziale und ökonomische Disparitäten überwunden werden können und Alternativen zur uns bekannten Konsumgesellschaft möglich sind. Gleichzeitig ist es aber auch ein Ort der begrenzten Möglichkeiten, ein gelebter Kompromiss mit einer Einzigartigkeit, die man erst versteht, wenn man ihn wieder verlässt. ◊

Stadt Zürich

# «Attraktive Aussichten bietet Zürich auch als Arbeitgeberin.»

#JobsfürZürich

210x280_Inserat_Studierendenzeitung.indd 3 13.10.2021 14:32:04

# FirstGen-Forschende haben es schwerer

## Akademische Eltern erleichtern den Einstieg in die Forschung.

Suban Biixi (Text)

Andrea Bruggmann (Illustration)

Studierst oder arbeitest du an einer Uni? Dann ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass mindestens einer deiner Elternteile einen Hochschulabschluss besitzt. Studierende, welche als erste Person in der Familie eine Hochschule besuchen, sind sowohl im Studium als auch in der Forschung unterrepräsentiert. Diese sogenannten FirstGens haben es gemäss Studien in ihrer akademischen Laufbahn schwieriger. So kommen FirstGens oftmals aus einkommensschwächeren Familien und haben dementsprechend eher mit finanziellen Problemen zu kämpfen. Diese gefährden oftmals den Studienerfolg und führen zu einem allgemeinen Gefühl von Ungleichheit.

### Falsche Entscheide und Unsicherheit

Fabrizio Gilardi, Professor für Policy-Analyse am Institut für Politikwissenschaft der Uni Zürich, kennt diese Unsicherheiten. Er ist selbst FirstGen-Akademiker und setzt sich für eine breitere Sichtbarkeit dieser Thematik ein, indem er beispielsweise an Podiumsdiskussionen teilnimmt. «Manche Entscheide der FirstGen werden nicht optimal getroffen und das kann einen Nachteil bedeuten», meint Gilardi. So seien sich FirstGens vor allem zu Beginn des Studiums der Bedeutung strategischer Entscheide in Anbetracht einer wissenschaftlichen Karriere weniger bewusst. Dies könne ihre Chancen darauf verschlechtern. Auch später zeige diese Ungleichheit Wirkung: «Bei einer akademischen Karriere ist die Phase während der Promotion mit viel Unsicherheit verbunden», so Gilardi weiter. Die gefragte geographische Flexibilität und die instabile finanzielle Lage verglichen mit einem normalen Berufseinstieg könnten sich FirstGens oft nicht leisten.

Studien zeigten auch, dass FirstGens eher von Selbstzweifeln geplagt werden, welche dazu führen, dass man die eigenen Leistungen unterschätzt und den eigenen Platz an der Hochschule in Frage stellt. Gilardi kennt das auch von seinen Studierenden: Diejenigen, die ihm gegenüber souveräner auftreten, hätten häufig Akademiker*inne-Eltern.

### Massnahmen von Uni und ETH

Angesprochen auf die Probleme von FirstGens am Beginn einer wissenschaftlichen Karriere, sagen Universität und ETH, dass ihnen keine Daten zu den Hintergründen ihrer Forschenden vorliegen. Die ETH hat auch keine Initiativen, welche direkt FirstGen-Forschende oder -Studierende beim Übergang in die Forschungswelt unterstützen. Die Medienstelle der ETH begründet dies damit, dass solche Initiativen – vor allem verglichen mit Projekten für Jüngere – keine Wirkung hätten. Sowohl die ETH als auch die UZH kennen dann auch eine Reihe von Massnahmen für Studierende. So gibt es Beratungsgespräche und finanzielle Unterstützung, von denen insbesondere FirstGens profitieren sollen. Dabei erfolgt die finanzielle Unterstützung subsidär zu den kantonalen Stipendien und kann die Lebenshaltungskosten nicht immer vollständig decken.

Doch das Problem der familiären Herkunft betrifft die akademische Karriere nicht nur zu Beginn des Studiums. Die Uni Zürich scheint sich dessen eher bewusst zu sein. So finden an der Hochschule beispielsweise Podiumsdiskussionen zum Thema statt, welche die Sichtbarkeit von FirstGen erhöhen sollen. Obwohl die Uni als Angebot für FirstGen-Forschende lediglich Kurse in überfachlichen Kompetenzen für alle Doktorierende anbietet, von welchen FirstGen-Forschende «auch profitieren können», erklärt sie ambitioniert: «Ziel der UZH ist, zukünftig weitere Angebote für First-Generation-Forschende zu entwickeln.» ◊

# Es boomt an der Uni

## Nicht alle Studis sind jung. Über 60-Jährige können an die Senioren-Uni (links) oder regulär studieren (rechts).

Lucie Reisinger (Text und Bild)

Weisse Schöpfe bevölkern dienstags und donnerstags den Lichthof und die Cafeteria des Campus Irchel. «All die alte Lüüt» sind Mitglieder der Senioren-Universität, die nun schon seit 35 Jahren besteht und qualitativ hochwertige Bildung für Personen ab 60 ermöglichen will. Jährlich finden 50 Vorlesungsstunden zu verschiedenen Forschungsgebieten der Uni und ETH statt. Aktuell besuchen jeweils etwa 90 Personen die Veranstaltungen – deutlich weniger als vor Corona. «Ich weiss nicht, ob dies nur mit der Pandemie zusammenhängt oder ob vielleicht auch ausserhalb der Uni die Angebote für Senior*innen zugenommen haben», meint Corina Leupp, zuständig für Organisation und Mitgliederverwaltung der Senioren-Uni. Die gesamte Mitgliederzahl sei jedoch eindeutig wegen der Pandemie von 2'500 auf nicht ganz 2000 gesunken. Besonders medizinische Themen seien sehr beliebt, so Leupp. «Dann waren jeweils bis zu 600 Senior*innen im Vorlesungssaal, ein paar mussten sogar stehen.» Credits und Prüfungen gibt es nicht.

*An der Senioren-Uni werden Notizen noch mit Stift und Papier gemacht.*

Als ich den Hörsaal G-30 betrete, warten bereits alle. Vereinzelt, paarweise, in Gruppen. An diesem Dienstagnachmittag referiert Professor Bernd Nowack über «Plastik und Umwelt – ein vielschichtiges Problem». Er erklärt die Auswirkungen des Mikroplastiks auf eine verständliche und leicht zugängliche Art und Weise. Kein Computer weit und breit: Manche schreiben von Hand mit, doch die meisten hören einfach konzentriert zu – vorbildliche Studierende. Keine*r lässt sich vom Handy oder Zalando-Shopping ablenken. Nächste Folie: «Plastik im Meer». Entsetztes Kopfschütteln in den Reihen.

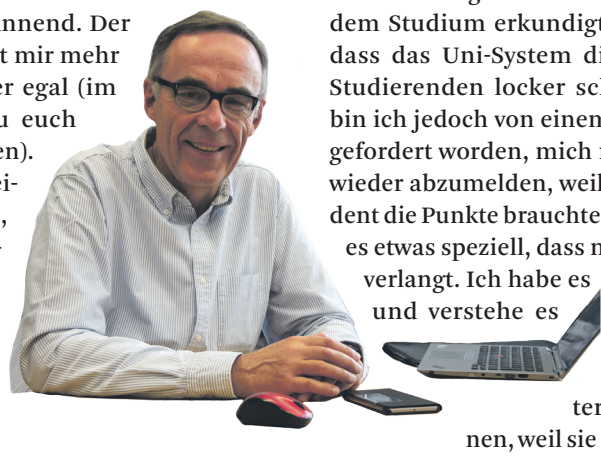
### «Der ASVZ ist besonders beliebt»

«Die Vorträge sind für mich eine Bereicherung und helfen mir je nach Inhalt auch persönlich», meint eine Besucherin nach der Vorlesung. «Themen, die mich weniger interessieren, schaue ich online von zu Hause aus.» Das Online-Angebot besteht seit dem Herbstsemester 2020, als coronabedingt eine spezielle Plattform aufgebaut wurde. Nun ist ein hybrides Teilnehmen an den Veranstaltungen möglich. Dadurch seien laut Leupp mehr Mitglieder aus der Westschweiz und auch aus dem Ausland hinzugekommen. «Viele schätzen dies auch, weil sie krank oder nicht mehr so gut zu Fuss sind.» Die 80 Senior*innen, die von zu Hause aus zuschauen, erklären womöglich auch den Rückgang der vor Ort Anwesenden. Nebst den unterschiedlichen Vorträgen bietet die Senioren-Uni auch Sonderveranstaltungen an, zum Beispiel eine Führung durch den Irchel-Campus oder Unterstützung beim Verfassen einer Autobiographie. Die Mitgliedschaft für ein Jahr beträgt 150 Franken. Die Vorträge können auch einzeln à je 20 Franken besucht werden. Sport können die Senior*innen im ASVZ betreiben. Dieses günstige Angebot ist sehr beliebt. «Ein Drittel von allen Mitgliedern ist vor allem an der Senioren-Uni eingeschrieben, um das ASVZ-Angebot nutzen zu können», so Leupp lachend. «Die Tanzkurse und die Möglichkeit, den Kraftraum zu nutzen, werden sehr geschätzt.»

Im Hörsaal ertönt nach 45-minütigem aufmerksamen Zuhören der Gong zur Pause. Einige bleiben sitzen,stellen hartnäckig Fragen und erfreuen sich an den ausführlichen Antworten. Um 15:45 Uhr wird geklatscht und die Senior*innen verlassen die Schulbank. Die weissen Schöpfe bewegen sich nun Richtung Cafeteria oder Ausgang. Anfang Mai geht es weiter mit «Antimalarial Drugs and Travel: Past, Present and Future» – auf Englisch.◊

## Hans Ruedi Spillmann, 65 Jahre

«Ich studiere Kunstgeschichte im Hauptfach und Geschichte der Neuzeit im Nebenfach und bin aktuell im siebten Semester. Ursprünglich bin ich Bauingenieur und habe in einem Bauunternehmen gearbeitet. Danach war ich einige Jahre als Berater für gesundheitsschutz und Arbeitssicherheit unterwegs, bevor ich viele Jahre im geschlossenen Justizvollzug arbeitete. Seit zehn Jahren bin ich in der beruflichen Erwachsenenbildung an höheren Fachschulen auch im Bereich Recht tätig. Ich mache das Studium berufsbegleitend. Es ist wie ein Traum, den du immer vor dir hergeschoben hast. Kunstgeschichte hat mich schon immer interessiert und jetzt kann ich das studieren. Das empfinde ich als Privileg. Ursprünglich hätte ich mich gerne auf Schweizer Geschichte fokussiert, doch das gibt es seit drei Jahren leider nicht mehr als eigene Studienrichtung. Gerade jetzt im Grundlagenseminar finde ich die Geschichtstheorien- und Modelle spannend. Der Abschluss ist mir mehr oder weniger egal (im Vergleich zu euch jungen Leuten). Ich werde einen machen, aber vor allem der Weg ist mir wichtig. Ich will gute Seminare besuchen können!



Der Umgang mit jungen Leuten ist mir nicht fremd, da ich diese ja auch selber unterrichte. Ich erlebe, dass manche übermässigen Respekt haben. Ich werde gesiezt, obwohl ich das nicht will. Ich habe auch schon erlebt, dass Studierende auf mich zukommen und mich um eine Zweitmeinung bitten. Mir ist es ein Anliegen, dass ich jungen Studierenden nicht den Platz wegnehme. Ich habe mich vor dem Studium erkundigt und erfahren, dass das Uni-System die paar älteren Studierenden locker schluckt. Einmal bin ich jedoch von einem Dozenten aufgefordert worden, mich für ein Seminar wieder abzumelden, weil ein junger Student die Punkte brauchte. Zuerst fand ich es etwas speziell, dass man das von mir verlangt. Ich habe es aber gemacht und verstehe es rückblickend. Die anderen in meinem Alter lerne ich kennen, weil sie auch langsamer unterwegs sind und man schon auffällt.» Früher musste man mehr lesen und man hat mehr Bücher geschleppt. Das ist jetzt ganz anders. Ich schätze es, nur mit dem Laptop und einem zweiten Bildschirm unterwegs zu sein.» ◊

## Heidi Tacier, 78 Jahre

«Es ist für mich ein riesiges Glück, dass ich in meinem Alter noch einmal an der Uni studieren kann. Ursprünglich habe ich an der Universität Zürich Medizin studiert und promoviert. Anschliessend habe ich an der Stanford University geforscht, zwei Kinder bekommen und eine Praxis für Pädiatrie und Allergologie in Zürich-Höngg aufgemacht, die ich 31 Jahre lang führte.

Berufsbegleitend habe ich 2001 einen ‹Master of Applied Ethics› an der Uni gemacht. Eine Reise durch den Sudan führte mich ins Museum von Kerma, wo ich das Glück hatte, den Schweizer Archäologen Charles Bonnet beim Errichten der wieder restaurierten schwarzen Pharaonen anzutreffen. Wegen meiner unkomplizierten Art zu reisen und Land und Leute kennenzulernen empfahl man mir dort, Ethnologie zu studieren. Das nahm ich mir zu Herzen und noch während meiner ärztlichen Tätigkeit schloss ich 2012 den Bachelor ab.

Danach habe ich nicht mehr gearbeitet und für meine Masterarbeit zur Kunstgeschichte Ostasiens in Archiven geforscht. Diese Arbeit hat mich so fasziniert, dass ich mich danach weiter mit dem Bereich befasst habe und 2019 meine Dissertation zum Thema: ‹Das Museum Rietberg und Elsy Leuzinger – vom Sehen und Wissen› publizierte.

Elsy Leuzingers Feldforschung bei einer kaum bekannten kleinen Ethnie in Nigeria 1955 wurde bisher nie ausführlich dokumentiert. Nachdem mir zahlreiche Bilddokumente aus dem Nachlass ihrer Begleiterin an dieser Forschung zugefallen waren, möchte ich diese historischen Dokumente und deren Hintergrundgeschichte nun weiter aufarbeiten. Es drängt mich, dass die Arbeit der beiden Zürcherinnen dokumentiert und öffentlich zugänglich gemacht wird.

Um weiter VPN-Zugang zu den Datenbanken der Uni zu haben, musste ich mich für ein – nun viertes – Studium immatrikulieren: Geschichte und Kunstgeschichte. Da hat es mich wieder gepackt. Das Geschichtsstudium gefällt mir ausserordentlich und ich lerne wieder so viel! Insbesondere über die Mikrogeschichte, die globale Vernetzung der Welt und die Archivarbeit.

Es ist eine ähnliche Arbeitsweise wie als Ärztin: untersuchen, Symptome erkennen und Befunde festlegen, Synthese machen und beurteilen. Mein Primärziel ist nicht, das Studium weiterzuführen, sondern meine Arbeit über Elsy Leuzinger zu beenden. Das Studieren mit jungen Erwachsenen bereichert mich weiterhin. Manchmal werde ich ein bisschen schräg beäugt oder sehe, wie andere tuscheln, wenn ich etwas sage; dann denk ich mir: ‹Jaja…› Das ist mir egal. Die jungen Leute haben schliesslich so viel zu bieten! » ◊

*Die Aktivist*innen des LSCV lassen nicht locker mit ihrem Protest.*

# Hartnäckiger Kampf für Primaten-Rechte

## Monatlich wird gegen Tierversuche protestiert.

Anne Julie Ménard (Text und Bild)

Seit ungefähr fünf Jahren finden vor der ETH monatlich kleine, bewilligte Protestaktionen statt. Grund dafür sind die Tierversuche, die am Institut für Neuroinformatik (INI) durchgeführt werden. Dieses wurde 1995 gemeinsam von der Universität Zürich und der ETH eingerichtet und dient vor allem der Hirnforschung. Die Kampagne gegen Tierversuche fokussiert sich mit ihren Protesten vor der ETH speziell auf die am INI laufenden Tierversuche an nicht-menschlichen Primaten der Gattung der Makaken.

### Tierrechte statt Tierschutz

Der jüngste Protest fand am 19. April statt, organisiert von der Schweizer Liga gegen Tierversuche und für das Recht des Tieres (LSCV). «Stoppt Tierversuche», «Ich bin Leben, das leben will» oder «Für die Forschung ohne Primatenversuche» stand auf den Schildern und Plakaten der lediglich sechs Protestierenden. Dementsprechend klein war die Aufmerksamkeit, die die Aktion bei Passant*innen erweckte. Dennoch schienen die Protestierenden, gekennzeichnet durch weisse Ganzkörper-Anzüge und grüne LSCV-Shirts, unermüdlich zu sein und verharrten zwei Stunden lang vor dem ETH-Gebäude. Flyer wurden verteilt, es gab einen Informationsstand mit einer Petition zum Unterschreiben und Benja Frei, veranstaltende Person der Protestaktion und Präsidium der LSCV, hielt eine kurze Rede: «Wir kämpfen nicht *für* die Tiere, sondern *mit* den Tieren!»

Die LSCV setzt sich seit ihrer Gründung 1883 schweizweit für Tierrechte ein und distanzierte sich früh vom Tierschutz. Dieser stellt in den Augen der LSCV lediglich die geregelte Ausbeutung von Tieren dar. Mit Aktionen wie Infoanlässen, Online-Aktivismus und Demonstrationen will die LSCV die Bevölkerung auf bestehende Missstände aufmerksam machen, aufklären und mobilisieren. Die Ablehnung der Volksinitiative «Ja zum Tier- und Menschenversuchsverbot» am 13. Februar 2022 sieht die LSCV dabei keineswegs als Rückschlag. «Die Abstimmung ist zwar verloren, aber die Debatte geht weiter», sagt Umwelt- und Tierrechtsaktivist Robert Rauschmeier. «Es muss ein Umdenken stattfinden, und das benötigt Zeit und Durchhaltevermögen.» Die Protestierenden vor der ETH sind sich einig: Tiere sollen Grundrechte haben, genauso wie Menschen.

### Uni und ETH «offen für Diskurs»

Auf Anfrage betonen die Medienstellen der ETH und der Uni, dass sie sich der Verantwortung bewusst seien, welche die Forschung an Tieren mit sich bringe. So schreibt die Uni: «Die UZH begrüsst, dass Forschung mit Tieren in der Schweiz strikt geregelt ist. Das Schweizer Tierschutzgesetz [...] zählt zu den strengsten weltweit.» Zudem sind sowohl UZH als auch ETH Mitglieder des nationalen 3R Competence Center und forschen an Alternativen, die Tierversuche in Zukunft vermindern, verfeinern und wenn möglich ersetzen können. Da «tierexperimentelle Forschung gegenwärtig noch nicht vollständig vermieden werden kann», so die Medienstelle der ETH, blieben sie von grosser Relevanz für die Forschung. Die ETH und die UZH stehen zwar nicht im direkten Austausch mit der Kampagne gegen Primatenversuche, seien aber offen für den Diskurs. Daneben bietet die Universität auch Führungen in die Tierhaltungen und Forschungseinrichtungen an – etwa am jährlich stattfindenden Tag des Versuchstiers für Mitarbeitende und Studierende. So soll die öffentliche Diskussion rund um das Thema Tierversuche in der Forschung weitergeführt werden, denn es bleibt eine wichtige Frage, die noch längst nicht beantwortet ist. ◊

# Mit Kreide gegen Sexismus

## «Catcalls of Zurich» dokumentiert auf Instagram sexuelle Übergriffe.

Elena Dima (Text)

Andrea Bruggmann (Illustration)

«Geile Arsch. Derfi mal ahlange?» Wer nachts in Zürich unterwegs ist, hat bestimmt schon mal erlebt, wie jemandem ein solcher Spruch hinterhergerufen wurde oder war selber davon betroffen. Catcalls sind unangemessene Sprüche, oft sexueller Natur, welche von einer fremden Person im öffentlichen Raum geäussert werden. Dies ist eine Form von sexueller Belästigung. Der Instagram-Account «Catcalls of Zurich» macht diese sichtbar, indem die Sprüche mit Kreide am Ort des Geschehens festgehalten und online veröffentlicht werden. Der Ursprung der Aktion liegt bei der Organisation «chalkback», welche 2016 in den Vereinigten Staaten gegründet wurde.

### Mehr als nur ein Instagram-Account

Der Account wird momentan hauptsächlich von Merle und Lea betreut. Sie tun dies freiwillig und unbezahlt. Der Account besteht bereits seit September 2019, wobei sich die Verantwortlichen immer wieder geändert haben. Er inspirierte auch die Stadtregierung. Im Rahmen der Kampagne «Zürich schaut hin» wurde im Mai des vergangenen Jahres ein anonymes Meldetool errichtet. Dabei wurden die Betreiberinnen von Catcalls of Zurich aktiv in die Erstellung des Tools einbezogen. Dennoch bleibe der Account Catcalls of Zurich weiterhin essenziell. «Die Stadt macht grösstenteils Symptombekämpfung. Sie versucht zwar, die Orte, an denen viele Belästigungen gemeldet werden, sicherer zu machen. Aber die Ursache dafür, nämlich der Nährboden für Catcalls in unserer Gesellschaft, wird damit nicht vollständig behoben», so Merle. Sie betont: «Es ist wichtig, den Menschen bewusst zu machen, wie sich andere im öffentlichen Raum fühlen. So wird klar, dass zum Beispiel der Heimweg eben nicht für alle gleich aussieht.»

Dem städtischen Meldetool sind seit Mai 2021 über 1'000 Belästigungen gemeldet worden. Beim Instagram-Account gehen durchschnittlich 10 Meldungen pro Woche ein. Auch die polizeilichen Anzeigen mit Straftatbestand «Sexuelle Belästigung» haben in den letzten Jahren zugenommen. Doch nicht alle Formen von sexueller und sexistischer Belästigung sind im Straftatbestand miteinbezogen. «Das tatsächliche Ausmass von Belästigungen und Übergriffen lässt sich anhand von Befragungen erfassen. Die städtischen Bevölkerungsbefragungen von 2019 und 2021 haben gezeigt: 10 Prozent wurden im Verlauf des vergangenen Jahres einmal ausser Haus belästigt, 6 Prozent gar mehrfach», so Katharina Weber, Sprecherin des Präsidialdepartements.

### Jede Meldung wird ernst genommen

Das Thema Belästigung wird oft als Sache der Auffassung abgestempelt. Merle hat dazu eine klare Meinung: «Ein Flirt ist etwas, was beide Seiten wollen. Sexuelle Belästigung ist von einer Seite unerwünscht. Die Grenze ist genau dort, wo es für die eine Person unangenehm wird, und das kann auch schon ein Blick oder ein Pfiff sein.» Auch sieht sie die häufigen Schuldzuweisungen an Betroffene als grosses Problem an. Dies will der Instagram-Account mit dem Spruch «Wenn du dich belästigt fühlst, dann ist es auch Belästigung» bekämpfen. «Dies soll den Betroffenen zeigen, dass ihre Gefühle okay sind und Übergriffe nicht toleriert werden», meint Merle. Die Vermeidung von Catcalls liege zwar nicht im Wirkungsrahmen des Accounts, doch sollen die Kreidebotschaften Solidarität und Unterstützung für Betroffene bieten und Aufmerksamkeit für den Missstand schaffen. Jede Nachricht wird entgegengenommen, «denn das Schlimmste, was einer betroffenen Person geschehen kann, ist es, wieder einmal in die Leere zu sprechen». ◊

***Sumach*** – Wie bei uns die Pfeffermühle, gehört es in der orientalischen Küche auf jeden Tisch. Das Gewürz wird aus dem Gerber-Sumach gewonnen, auch Färberbaum genannt. Das Tiefrot verschönert viele Speisen und die Würze ist überwältigend: Leicht fruchtig und doch entschieden aromatisch, bringt das getrocknete, zu Pulver gemahlene Fruchtfleisch der roten Frucht viel Schwung in eine Vielzahl von Speisen. Die frische Säure vermag insbesondere Reis- oder Nudelgerichte gehörig aufzupeppen. Sumach ist ein Muss für den Gewürzschrank und passt hervorragend zu diesem Fried Rice. [mac]

## Rezept

1.5 Tassen Basmatireis waschen, kochen und abkühlen lassen. In einem Wok 3 geschnittene Frühlingszwiebeln in 4 EL Öl braten, bis sie goldbraun sind. 3 grob geschnittene Pak Choi, 200g gekochte Kichererbsen, 2 EL gemahlenen Kreuzkümmel, 2 EL gemahlenen Koriander sowie ½ TL gemahlenen Piment dazugeben und bei hoher Hitze anbraten, bis die Blätter des Pak Chois leicht zusammenfallen. Dann den abgekühlten Reis, 3 EL Sojasauce und 1 EL Hot Chili Sauce (Sriracha) in den Wok geben und unter ständigem Rühren anbraten, bis es knusprig wird. Mit gegrillten Auberginen, geschnittenen Cherrytomaten, Frühlingszwiebeln (grün), Sumach und Limette servieren. [svn]





**Zürcher Studierendenzeitung**
100. Jahrgang
Ausgabe 3/22
www.zs-online.ch

**Verlag**
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Der Medienverein ZS ist von der Uni und von der ETH finanziell unabhängig. Er ist eine durch den VSUZH und den VSETH anerkannte studentische Organisation.

**Geschäftsleitung**
Jonathan Progin
jonathan.progin@medienverein.ch

**Inserate**
Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47
5600 Lenzburg
www.2047.agency

076 441 08 00
timothy.walder@medienverein.ch

Redaktionsschluss 4/22: 09.09.2022

**Druck**
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

**Auflage**
27'810 (WEMF 2021), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Student*innen der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

**Redaktionsadresse**
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

**Redaktion**
Jan Bolliger, Anahí Frank [af], Lukas Heinser [hel], Carlo Mariani [mac], Lucie Reisinger [luc], Leah Süss, Kai Vogt

**Mitarbeit**
Narisara Behrends [beh], Diego Bolliger, Suban Biixi, Laura Chresta, Elena Dima, Judith Ebnöther [jue], Lisa Egger, Ella Eloquentia, Anna Luna Frauchiger, Sven Kury [svn], Jon Maurer, Anna Meier [am], Anne Julie Ménard [ajm], Anne Militzer, Marco Neuhaus [man] Gina Nipkow, Karyna Storchak, Anilda Studenica, Vladyslav Vigel

**Bilder und Illustrationen**
Andrea Bruggmann, Yara Bhend, Selma Hoffmann, Josefin Walker

**Lektorat**
Adrienne Walder
korrektorin@medienverein.ch

**Produktionssong #3/22**
Subzonic – Titelgschicht

FSC
LOGO
Platzhalter

Heinser

## JLG

***Souffffle*** — Atemlose Schnitte, skurrile Bilder, Jean-Paul Belmondo als verliebter Gangster, Brigitte Bardot voller Verachtung – das sind die Filme des französisch-schweizerischen Regisseurs Jean-Luc Godard, einstmals Vertreter der «Nouvelle Vague», berüchtigt für seinen unkonventionellen Stil. Seine Werke sind voller Leidenschaft, Poesie, Witz, Brutalität und Tod – und gespickt mit Zitaten aus Literatur- und Filmgeschichte. Höchste Zeit, ihn (wieder) zu entdecken!

**Die Filme von Jean-Luc Godard – im Handel erhältlich**

Bolliger

## Schnittig

***Genial*** — Die Investition war absolut unnötig, doch ich bereue sie keine Sekunde. Seit ich ihn das erste Mal in Aktion erlebt habe, bin ich hin und weg. Das Prinzip ist so simpel wie brilliant. Kein primitives Sägen, sondern nur sanftes Anziehen der Schraube und ein bedächtiges Drehen. Fast hatte ich ihn vergessen, doch anlässlich eines Flohmi-Fundes ist er mir wieder in den Sinn gekommen. Ich musste das Metallrohr meiner neuen Lampe kürzen, rannte in den Baumarkt – und bin jetzt stolzer Besitzer eines neuen Werkzeugs.

**Rohrabschneider – 29.95 Fr.**

Süss

## Trällern auf Thai

***Hemmungslos*** — Es gibt wohl kaum eine bessere Gelegenheit, die eigene Verklemmtheit zu überwinden und Freundschaften zu stärken, als in einer schwach beleuchteten Bar «W.Nuss vo Bümpliz» oder «I Want It That Way» zu trällern. Neben dem Gregory's, der bekannten Adresse an der Langstrasse, gibt es eine faszinierende Alternative an der Bäckeranlage: Tagsüber ein Hotspot der Thaiszene für authentisches Essen und Bubble Tea, abends eine intime Karaokebar. Wer wagt einen Besuch?

**«Karaoke 4 You Thaifood Bar Zürich», Stauffacherstrasse 101**

Reisinger

## Andrea

***Je t'aime*** — Zwischen vielen anderen standst du da. Es war Liebe auf den ersten Blick. Fast hätte ich dich stehen lassen, doch wir haben uns aufeinander eingelassen. Seitdem verleihst du mir Flügel. Mit dir heb ich ab. Zusammen fahren wir von Ort zu Ort: Zur Uni, zur Arbeit, zur Bar, sogar ans Meer und wieder zurück. Mit dir bin ich frei und voller Elan. Andere beäugen dich und machen dir Komplimente. Doch du und ich... einfach unzertrennlich.

**Velobörse: 11.6.2022, Helvetiaplatz**

Frank

## Liebevoll zusammengestellt

***Hintergrundgedudel*** — Schlecht gemacht kann sie den Vibe auf dem WG-Dance-Floor ruinieren oder dein Tempo beim Joggen. Häufig soll sie sich verhalten wie ein Kind beim Familientreffen: Vor sich hin spielen und nicht stören. Doch eigentlich könnte sie viel mehr: trösten, erfreuen, deine Liebe beweisen. Zum Beispiel deiner Freundin, die ihren Herzschmerz überleben wird. Oder deinem Vater, der sich zum Geburtstag mal wieder jung, wild und frei fühlen will.

**Playlists – In allen Lebenslagen**

Vogt

## Un jour dans le Sud

***Unique*** – Im Hinblick auf das Ende meines Erasmus-Semesters und die kommenden Sommerferien sehe ich mich fast gezwungen, eines zu empfehlen: La Provence! Und weil das kein Geheimtipp ist, hier eine Anleitung für einen Tag pures Südfrankreich: Morgens auf den Berg Sainte-Victoire wandern, dann in Aix-en-Provence so viel Käse essen und Wein trinken, wie es geht. Von da mit dem Bus nach Marseille durch die Banlieue fahren und lokalen Rap hören, die Nacht dort verbringen und dem Sonnenaufgang von der Insel Frioul aus zusehen. Profitez bien!

**Günstig mit den Zügen von «Ouigo» erreichbar**

Mariani

## Ein Dach über dem Kopf

***Spenden*** — 5'232'014: So viele Menschen mussten die Ukraine bereits verlassen. 7'707'000 Menschen sind innerhalb des Landes auf der Flucht. Auch viele Studis mussten fliehen. Deshalb sind die Wohnheime in der Ukraine und in den Grenzregionen überlastet und die Mieten massiv angestiegen. Der Schweizer Studierendendachverband VSS und das ukrainische Pendant UAS haben eine Kampagne lanciert, die sich um Wohnraum für geflüchtete Studierende kümmert. Da kann man mithelfen, am besten noch heute.

**«support ukrainian students» via crowdify.net**

# Studieren im Krieg

Das ist die zerstörte Wirtschaftsfakultät der Nationalen W.-N.-Karasin-Universität in Charkiw, unmittelbar nach einem Angriff des russischen Militärs im März. Der Krieg betrifft auch die ukrainischen Universitäten. Ihre Gebäude werden zerbombt, Studierende schauen sich Online-Vorlesungen aus dem Luftschutzkeller an. Den Zoomcall mit dem Journalismus-Studenten Vladyslav Vigel mussten wir kurzfristig verschieben, weil in Odessa der Bombenalarm losging. Er und Karyna Storchak, eine Studentin in Lwiw, haben ihre Gedanken zum Krieg mit uns geteilt.

Andere Studierende sind geflohen, auch nach Zürich. Mittlerweile studieren rund hundert von ihnen an der Uni. Wir haben mit drei Studentinnen über ihren neuen Alltag gesprochen.

Aber auch russische Studierende sind vom Krieg betroffen, viele sind gegen ihn. Das studentische DOXA Magazin zum Beispiel übt täglich Kritik am russischen Angriffskrieg und riskiert damit staatliche Repression und Verhaftungen. Redaktor Vitaly hat uns von der Stimmung in Russland erzählt.

Foto: Keystone/AFP/Sergey Bobok

# Studieren im Luftschutzkeller

## Odessa wird von russischen Rakten beschossen. Derweil geht das Studium weiter. Ein Journalismus-Student berichtet.

Vladyslav Vigel (Text und Bild)

*Geht der Luftalarm los, packt Vladyslav seinen Hamster und seinen Hund und sucht Schutz im Keller.*

Als der Krieg ausbrach, schliefen in Odessa die meisten noch und erfuhren vom Beginn der Gewalt erst durch Anrufe von Freund*innen oder Verwandten. Ich bin da keine Ausnahme. Der Anruf eines Freundes riss mich aus dem Schlaf. Er sagte nur: «Der Krieg hat begonnen!» Ich sprang sofort aus dem Bett und rannte zu meinen Eltern, aber sie waren schon wach und hatten bereits aus den Nachrichten vom Krieg erfahren. Wir waren alle schockiert. Nach dem Frühstück ging ich gleich mit einem Freund zum nächsten Lebensmittelgeschäft, um Trinkwasser und lang haltbare Lebensmittel zu kaufen. Auf dem Weg zum Laden sahen wir bereits viele Menschen mit Koffern die Strassen hinunter rennen. Einige warfen Dinge in ihre Autos, andere trugen schwere Taschen voller Lebensmitteln. Als wir im Laden ankamen, waren einige Regale schon leer. Wir standen über eine Stunde lang in der Schlange zur Kasse.

Viele Bewohner*innen von Odessa meldeten sich noch am gleichen Tag freiwillig zur Verteidigung der Stadt. Andere machten sich sofort daran, im Krankenhaus Blut zu spenden, Tarnnetze zu weben und Barrikaden zur Stadtverteidigung zu bauen. Die Ukrainer*innen waren vom ersten Tag an so vereint wie nie zuvor. Alle helfen grossherzig mit und jede*r tut was er*sie kann.

Meine Klassenkamerad*innen und Freund*innen leben in den verschiedensten Regionen der

Ukraine, aber es gibt keine Person, die von diesem Krieg nicht betroffen ist. Es ist für mich schwierig, es einen «Krieg» zu nennen, weil es eigentlich ein echter Völkermord an den Ukrainer*innen ist. Es wurden schon so viele Zivilist*innen getötet! Mehr als 20,000 allein in Mariupol. So viele wurden vergewaltigt und verstümmelt, sogar Kinder! Man will sich kaum vorstellen, wie viele weitere Gräueltaten nach dem Sieg der Ukraine an die Öffentlichkeit gelangen werden. Denn es gibt Städte und Dörfer, die immer noch unter russischer Besatzung sind. Googelt die Worte Butscha, Irpin, Mariupol, Charkiw. Sie stehen nur für einen Teil der Katastrophe, die der russische Angriff auf meine Heimat verursacht hat.

Die Veranstaltungen meiner Uni finden jetzt online statt. Für mein Journalismus-Studium muss ich als Hausaufgabe mehrmals pro Woche Videos drehen. Aber es ist momentan gefährlich auf den Strassen und während des Krieges ist es sowieso verboten, Videos und Fotos zu machen. Die Schwierigkeit besteht also darin, Ideen für ein Video zu finden, die sich zuhause realisieren lassen.

Während dem Unterricht gilt die Regel: Heulen die Sirenen los, weil ein Luftalarm ausgelöst wurde, werden die Lektionen sofort abgebrochen und alle Studierenden bringen sich in Sicherheit. Jetzt haben auch alle Ukrainer*innen immer eine Notfalltasche mit den wichtigsten Gegenständen bereit, um sich sofort in den Luftschutzkeller begeben zu können. Ich werde mich für immer an den ersten Abstieg in den Keller erinnern. Wie ich mich schnell anzog, meinen Hamster und meinen Hund packte und mich mit meinen Eltern so schnell wie möglich im Keller in Sicherheit brachte.

### «Ich schaue aus dem Fenster, und sehe Raketen.»

Seit Beginn des Krieges habe ich es mir zur Hauptaufgabe gemacht, aktiv an der medialen Information über den Krieg zu arbeiten. Ich will die wahren Geschehnisse beleuchten und meine Gedanken in hinaus die Welt tragen. Glücklicherweise wurde ich über Instagram von einem Journalisten einer tschechischen Zeitung entdeckt. Für die Zeitung schreibe ich nun ein Kriegstagebuch aus Odessa. Und über Freund*innen wurde ich von der Redaktion dieser Studierendenzeitung, die Sie gerade lesen, angefragt. Ich freue mich über die Möglichkeit, den Studierenden in Zürich meine Gedanken zu vermitteln.

Ich hätte mir nie vorstellen können, Raketen nicht nur als Ausstellungsobjekt in Museen, sondern auch vor meinen Fenstern zu sehen. Auch dieses Bild werde ich nie vergessen. Ich schaue abends aus dem Fenster, und sehe Raketen, die eine nach der anderen aus dem Himmel fallen, sehr nahe. Es ist mir oft passiert, dass ich nicht zu Hause war, als Raketenangriffe stattfanden. Ich musste jeweils alles stehen und liegen lassen und zur nächstgelegenen Deckung rennen. Es ist schrecklich: Du rennst, der Luftalarm ertönt, du hörst Explosionen. Doch fast scheint es so, als würde man sich an alles gewöhnen. Mittlerweile reagieren die Einwohner*innen von Odessa beim Ertönen der Sirenen, die den Beginn eines Luftangriffs ankündigen, schnell und – man könnte sagen – professionell. Denn nach zwei Monaten Krieg weiss jede*r genau, was zu tun ist, wenn uns der Angriff trifft.

## «Ich glaube an eine bessere Zukunft. Ich bin mir sicher, dass wir gewinnen werden und bin stolz darauf, Ukrainer zu sein!»

Wir haben in der Ukraine in den letzten zehn Jahren so viele Krisen durchlaufen. Seit 2014 leben die Ukrainer*innen unter ständiger Anspannung: Die Revolution der Würde (Maidan), die Annexion der Halbinsel Krim, der Krieg im Donbass, COVID-19 – und nun dieser Krieg in der gesamten Ukraine.

Noch zu den neuesten Nachrichten aus Odessa: Heute (23.04.2022, ein Tag vor Ostern) haben die russischen Truppen sieben Raketen auf Odessa abgefeuert, auf meine liebe Heimatstadt Odessa! Zwei davon trafen ein Wohnhochhaus: Acht Menschen wurden getötet, darunter ein Mädchen, das erst drei Monate alt war. 18 Menschen wurden verletzt.

Es ist schrecklich zu sehen, dass die Ukrainer*innen unter der Verrücktheit des Nachbarlandes leiden müssen. Aber ich glaube an eine bessere Zukunft. Ich bin mir sicher, dass die Ukraine den Krieg gewinnen wird und bin stolz darauf, Ukrainer zu sein! Ich liebe meine Heimat und alle Ukrainer*innen! Ich danke allen Ländern für die Unterstützung der Ukraine und der Ukrainer*innen! Die Ukraine braucht jetzt militärische Unterstützung, um die russische Armee schnell zu besiegen. Wir kämpfen nicht nur für unsere Zukunft, sondern auch für ganz Europa und die Welt!

Es lebe die Ukraine! ◊

(Aus dem Ukrainischen: Diana Schenkel)

Vladyslav Vigel (20) studiert im dritten Jahr an der Fakultät für Journalismus, Werbung und Verlagswesen der Universität Odessa. Seit Beginn des Krieges hat er seine Heimatstadt nicht verlassen. Er berichtet auf Instagram und in einer tschechischen Zeitung über den Krieg.

# «Die Zeit läuft anders im Krieg»

## Von geplatzten Träumen, Hoffnung und Stolz. Essay einer 19-jährigen Studentin aus Lwiw.

Karyna Storchak (Text und Bild)

*«Noch vor kurzem überlegte ich mir, was ich meiner Mitbewohnerin schenken sollte. Heute warte ich darauf, dass meine Freund*innen mich arufen, um zu wissen, dass sie noch leben.»*

Als Studierende*r glaubst du, ein langes Leben vor dir zu haben. «Ich kann all die Dinge tun, die ich noch nie getan habe, Orte bereisen, an denen ich nie war. Ich werde ein Auto kaufen, einen Hund adoptieren, ein Buch schreiben. Ich werde meinen Abschluss machen, Deutsch lernen, Französisch und Spanisch.» So habe ich früher gedacht. Jetzt weiss ich nicht mehr, ob dies je der Fall sein wird. Der Krieg ist in mein Land gekommen. Und die Sache ist, es begann schon vor langer Zeit: nicht vor acht Jahren, nicht vor zwei Monaten, als der grosse Angriffskrieg startete. Der Kampf, eine eigene Nation und ein unabhängiges Land zu sein, dauert bereits hunderte von Jahren an. Unsere Leute wurden festgenommen und umgebracht für die Idee der ukrainischen Unabhängigkeit, unsere Schriftsteller*innen wegen ihrer Werke und Meinungen erschossen und so viel mehr. Und während Jahren wurden wir fälschlich zur selben Nation gezählt wie die, aus der die Angreifer kommen, die in unser Land einmarschierten.

Sind wir das? Ich als Ukrainerin würde sagen: nein. Wir hatten schon immer andere Anschauungen: Wir haben die gegenteilige Einstellung zu unserem Land und seinen Leuten. Und endlich sieht das ein Grossteil der Welt. Die Ukraine ist zu einem Symbol für Frieden und Mut geworden. Wir können Fakten in Geschichtsbüchern suchen, aber wir können nicht die Gefühle der Menschen in ihren Herzen

und Seelen lesen. Keine Worte können sie ganz erfassen. Vermutlich werde auch ich unsere Gefühle nicht vollkommen vermitteln können. Wie kann man das Gefühl erklären, wenn die angreifende Armee Bomben abwirft, weniger als einen Kilometer von deinem Zuhause entfernt, und du weisst, deine Freund*innen sind dort? Wie nennt man das Gefühl, wenn du lange nicht von einem Kollegen oder einer Kollegin gehört hast und du weisst, sie ist in einem besetzten Gebiet, wo Menschen verletzt, vergewaltigt, grundlos getötet werden, und – endlich – ruft sie dich an? Das sind Geschichten, die wir bis zum Tod im Herzen tragen. Wir werden diese Ereignisse niemals vergessen und niemand wird vergessen werden.

## Angst, Erschöpfung und Dankbarkeit

Als 19-jährige Studentin in der Ukraine – wie fühlte ich mich? Voller Angst. Ich bin voller Angst um meine Familie, Freund*innen und Kolleg*innen, voller Angst um mein Land und die Welt. Ich bin müde von dieser ganzen Unsicherheit. Müde, die Situation nicht beinflussen zu können, weil ich nichts tun kann, um den Krieg zu stoppen. Ich habe nicht die Macht, das allein zu tun. Und alles, was ich tue – Freiwilligenarbeit, mein Job, das Studium – scheint so wenig zu sein; auch wenn es das nicht ist.

Ich bin stolz auf unseren Präsidenten. Stolz auf die ganze Nation. Dankbar bin ich für die Unterstützung der Welt und die Hilfe. Dankbar, dass wir nicht alleine sind in diesem Kampf und dass wir so mächtige Verbündete haben. Und ich bin inspiriert von unserem furchtlosen Volk. Es ist ein überwältigendes Gefühl zu sehen, wie diese Menschen Unglaubliches vollbringen: Unsere Freiwilligen finden wirklich alles, was wir brauchen, unsere Menschen fahren Nächte und Tage ohne Schlaf, um ihre Familie und Freund*innen an einen sicheren Ort zu bringen; Männer und Frauen kämpfen für Freiheit und Frieden. Es gibt so viele Geschichten zu hören und lesen und viele müssen erst noch erzählt werden.

Tausende Menschen mussten von zuhause flüchten und das Land verlassen. Viele haben schon Anstellungen gefunden, Schulen und Universitäten. Aber was ist mit den Studierenden in der Ukraine? Wir sind hier und versuchen Studium, Arbeit und Sorgen zu vereinbaren. Studierende lernen in Luftschutzbunkern, in der U-Bahn oder im Gang – begleitet vom Heulen der Sirenen, wenn der Alarm losgeht.

Es ist hart, das Gefühl zu beschreiben, wenn du im Onlineseminar siehst, dass dein Kollege die Fragen aus dem Luftschutzbunker beantwortet. Oder wenn du das müde Gesicht deiner Professorin siehst, wenn sie wegen der Bombenalarme die ganze Nacht nicht geschlafen hat. Aber wir halten durch, muntern einander auf. Wir haben viel Arbeit vor uns, denn wir sind die Zukunft der Ukraine. Es ist wie in einem surrealistischen Film. Gestern hast du dir in deinem Wohnheim überlegt, welches Poster an die Wand gehört und was für ein Geschenk du deiner Mitbewohnerin kaufen sollst. Aber warte, es war nicht gestern. Es war vor zwei Monaten. Die Zeit läuft anders im Krieg. Du merkst nicht, wie deine Vorlesung vergeht, wie viele Stunden du die Nachrichten gelesen hast oder vor wie vielen Tagen du dein Zuhause verlassen hast, um einen sicheren Ort zu finden. Es ist wie ein Alptraum und bald musst du aufwachen.

Ich weiss, dass viele Menschen in der Ukraine und ausserhalb des Landes ein Gefühl haben, das man «Überlebensschuld-Syndrom» nennt. Ich wünschte nur, jemand würde diesen Leuten sagen, dass es nicht schlimm ist, wenn man sich manchmal eine Tasse Kaffee kocht und eine Comedy-Show ansieht, um sich von der Realität des Krieges abzulenken. Es ist in Ordnung, wenn man weinen oder lachen möchte. Es ist in Ordnung, wenn man ein Buch aufschlagen will, anstatt den ganzen Tag Nachrichten zu lesen. Mach dir deswegen keine Vorwürfe. Du bist nicht allein und kannst dir Unterstützung holen, wenn du sie brauchst.

## Die Ukraine ist so geeint wie nie zuvor

Doch es gibt auch Licht in der Dunkelheit. Das Licht sind die Menschen und ihre Taten. In der Ukraine sind die Menschen voller Hoffnung. Wir machen weiter mit Arbeit und Studium, um unser Land jeden Tag besser zu machen. Wir unterstützen einander von überall auf der Welt. Ich beobachte, wie meine Nation eine starke, einflussreiche, mächtige Familie wird. Und wir werden glücklich sein und in einem gedeihenden Land leben. Wie traurig, dass der Krieg beginnen musste, damit die Menschen ihr Mutterland und dessen Integrität und Unabhängigkeit zu schätzen lernten. Und auch die Freiheit, unsere Leben so zu leben, wie wir wollen, zu denken, wie wir wollen, und zu sagen, was in unseren Köpfen und Herzen ist – und nicht, was jemand für uns entscheidet. Doch jetzt sind wir so einig wie nie zuvor. Jede*r von uns hat etwas, wofür es sich zu kämpfen lohnt.

Ich will dich auffordern, deine Vorhaben nicht aufzuschieben. Willst du freiwillige Arbeit leisten? Tu es. Willst du ein Buch schreiben? Dann pack es an. Niemand weiss, was morgen geschieht. Deshalb sollten wir studieren, arbeiten, lieben, unser Leben geniessen und glauben, dass das Beste erst noch kommt. Vergeude nicht die Zeit, in der du ein glückliches Leben führen kannst. Denn auch wir vergeuden unsere Zeit nicht. Wir kämpfen für die Integrität und das Wohlergehen unseres Landes.

Es lebe die Ukraine! ◊

(Aus dem Englischen: Anahí Frank)

---

Karyna Storchak (19) hat vor dem Krieg in Kiew gelebt. Sie studiert an der dortigen Universität International Economic Relations. Sie floh mit einem Teil ihrer Familie bei Kriegsbeginn nach Lwiw.

# Mit den Gedanken in der Ukraine

## Die Uni Zürich hat rund hundert Studierende aus der Ukraine aufgenommen. Wer sie sind und wie sie ihren neuen Alltag erleben.

Anna Luna Frauchiger (Text) und Lucie Reisinger (Bild)

*Anastasia, Lidiia und Kseniia mussten aus der Ukraine fliehen und studieren neu an der Uni Zürich.*

Es ist ein sonniger Frühlingstag Mitte April, als ich Lidiia Moshenska (21) vor dem Sozialarchiv am Stadelhofen treffe. Dort arbeitet sie seit einigen Tagen mit einem Pensum von 30 Prozent und sortiert im Keller Archivmaterial. Den Job hat ihr ein Studienberater der Uni vermittelt. Denn Lidiia ist aus der Ukraine geflüchtet. Sie lebte mit ihrer Mutter in Charkiw – nur wenige Blocks vom Verwaltungsgebäude im Stadtzentrum entfernt, das am 1. März bombardiert wurde. «Alle Fenster und Wände zitterten», erzählt Lidiia, «das war der Moment, an dem wir uns zur Flucht entschieden.» In einer 19-stündigen Zugfahrt reisten sie und ihre Mutter nach Lwiw an die polnische Grenze. Dort trafen sie zwei Freiwillige einer protestantischen Kirche aus Wald ZH, die sie im Auto nach Zürich brachten.

Nun hat Lidiia ein Gaststudium an der Uni Zürich begonnen. Parallel dazu verfolgt sie weiterhin Online-Kurse ihrer Heimuniversität in Charkiw. Zusätzlich leistet sie Freiwilligenarbeit für eine ukrainische NGO. Mit ihren voll ausgelasteten Tagen ist Lidiia nicht allein: Auch die beiden Gaststudentinnen Anastasia und Kseniia überladen sich mit Arbeit. Anastasia Shpironok (18) koordiniert über die sozialen Medien ein Hostel in Lwiw, in dem Geflüchtete aus dem Donbass und anderen östlichen Regionen der Ukraine untergebracht werden. Sie hilft auch mit, Geld für Geflüchtete und das ukrainische Militär

zu sammeln. Auf ihrem Handy zeigt sie die mehreren Dutzend Telegram-Chats, in denen sie aktiv ist. «Ich unternehme gerne viele Dinge, denn so halte ich negative Gedanken über den Krieg von mir fern», sagt Anastasia. Ähnlich geht es Kseniia Oleksyn (19), die aus der Westukraine stammt und sich in Zürich vor allem mit dem Studium «abzulenken» versucht. Sie hat in Kiew International Business studiert und ist jetzt an der Uni Zürich an der politikwissenschaftlichen Fakultät immatrikuliert: «Trotz den Umständen versuche ich immer, alle Hausaufgaben zu erledigen – für meine Heimuni und für die Uni Zürich», so Kseniia. Alle drei Gaststudentinnen wollen diesen Sommer sowohl Online-Prüfungen ihrer Heimuniversitäten absolvieren als auch die Leistungsnachweise an der Universität Zürich ablegen.

### «Ich möchte den Leuten hier vom Krieg erzählen»

Einen Alltag aufrechtzuerhalten scheint Lidiia, Anastasia und Kseniia viel zu bedeuten. Ihnen sei es wichtig, sich an der Uni Zürich zu integrieren, wenngleich sie per Telefon und Messengerdiensten in ständigem Kontakt mit zurückgebliebenen Verwandten in der Ukraine stehen. Lidiias Vater und ihr 28-jähriger Bruder sind nach wie vor in Charkiw, Anastasias Vater dient im Militär und Kseniia hat sowohl ihre Eltern als auch ihren 13-jährigen Bruder zurückgelassen. «Während der ersten paar Wochen nach meiner Flucht war ich physisch in Zürich, aber geistig in der Ukraine», erinnert sich Lidiia. Dann habe sie sich dazu entschieden, aktiv zu werden. Es helfe niemandem, wenn sie hier nur rumsitze: «Später wird es eine Zeit für Trauer geben», sagt sie.

Nur Kseniia hat sich schon vor der Flucht über Universitäten im Ausland informiert. «Die Universität Zürich habe ich ausgewählt, weil ich online die umfassendsten Informationen über den Studienprozess fand und die Bedingungen für die besten hielt.» Kseniia lernt schon seit sie sechs Jahre alt ist, Deutsch, und ihren Master habe sie schon immer in einem deutschsprachigen Land machen wollen. Nun sei sie halt früher als geplant hier gelandet. Lidiia gelangte in die Schweiz, weil sie um keinen Preis nach Deutschland wollte, da die deutschen Politiker*innen zu sehr mit Russland verbandelt seien. Von der Schweiz habe sie nur gewusst, dass das Land neutral und nicht Teil der NATO sei. Mittlerweile sei ihr zwar bewusst, dass es auch hier Konzerne gebe, die mit Russland Geschäfte machen. Aber die Solidarität der Zivilbevölkerung sei riesig, sagt Lidiia: «Es gibt hier mehr Ukraine-Flaggen als Schweizerfahnen!»

Wie es für die ukrainischen Student*innen an der Universität Zürich nach dem Gaststudium weitergeht, steht in den Sternen. Über Nacht sind Kseniia, Anastasia und Lidiia in die Schweiz geraten, mitten in einen Uni-Alltag mit ungewissem Ausgang. Von ihren neuen Mitstudierenden werden sie häufig nach dem Krieg gefragt. Doch die drei finden das nicht unangenehm, sie schätzen es sogar: «Ich möchte den Leuten hier vom Krieg erzählen, aber auch über die Politik, Kultur, Tradition und Sprache der Ukraine sprechen», erklärt Kseniia.

Die drei Gaststudentinnen sehen sich auch als Botschafterinnen ihres Landes. «Es ist Teil meiner Mission, den Menschen hier über den Krieg in der Ukraine zu erzählen», meint Lidiia. Der Angriff Russlands auf ihr Land solle nicht so schnell in Vergessenheit geraten, wie es häufig bei Kriegsgeschehen im Ausland der Fall sei. Die Liebe für das Heimatland ist auch in Kseniias Aussagen deutlich spürbar: «Am Ende muss die Gerechtigkeit gewinnen», sagt sie zuversichtlich. Und sie glaubt, der Krieg werde der Ukraine dazu verhelfen, ein neues nationales Verständnis entwickeln zu können – so tragisch die Umstände auch seien. ◊

### Das Gaststudium an der Uni Zürich

Gaststudierende aus der Ukraine können alle Kurse der jeweiligen Fakultäten besuchen. Sie erhalten dadurch die Möglichkeit, an der Uni Zürich zu studieren, sind jedoch nicht als reguläre Studierende immatrikuliert. Sie können im Gaststudium zwar Credits erwerben, aber nicht abschliessen. Zugelassen sind jedoch nur die Ukrainer*-innen, die in ihrer Heimat schon studiert haben. Sie können sich auch regulär immatrikulieren, sofern sie bereits zwei Jahre studiert haben und Deutsch auf Niveau C1 beherrschen.

Wenn sie noch nicht zwei Jahre in der Ukraine studiert haben, können sie die fehlenden Credits auch im Rahmen eines Gaststudiums nachholen und Deutschkurse besuchen. Geflüchtete, die noch kein Studium angefangen haben, müssen für ein reguläres Studium an der Uni Zürich eine Aufnahmeprüfung ablegen. Studiengebühren müssen die ukrainischen Geflüchteten keine bezahlen und sie erhalten eine einmalige Starthilfe von 600 Franken. Auch ist die Uni bei fehlenden Unterlagen kulant. Das Sprachenzentrum von Uni Zürich und ETH bietet zudem kostenlose Deutschkurse und Deutsch-Lernberatung an und die Universität setzt die Gaststudierenden mit «student buddies» in Verbindung. Für den Sommer sind Intensivsprachkurse geplant. Einige Institute vermitteln den Studierenden auch Gastfamilien.

# «Die Mehrheit der Jugend in Moskau ist gegen den Krieg»

## Das Studierendenmagazin DOXA aus Moskau hört nicht auf, kritisch über den Krieg zu berichten. Die Redaktion riskiert damit die Verhaftung.

Jan Bolliger (Interview)

Foto: David Frenkel/Mediazona

*«Nein zum Krieg»: Protestierende in St. Petersburg, kurz bevor sie verhaftet wurden.*

Eine kritische Berichterstattung über den Krieg in der Ukraine ist in Russland fast nicht mehr möglich. Schon alleine den Krieg als solchen zu bezeichnen, ist strafbar. Kritik am Militär kann neu mit bis zu 15 Jahren Haft bestraft werden. Unter diesen Bedingungen haben viele der verbleibenden kritischen russischen Medien ihre Berichterstattung eingestellt oder berichten nur noch aus dem Ausland. Nicht klein beigegeben hat das Online-Studierendenmagazin DOXA. Seit seiner Gründung 2017 ist es zu einer der wichtigsten kritischen Stimmen der Jungen in Moskau geworden. Täglich veröffentlicht DOXA Nachrichten zum Krieg in der Ukraine, den es auch als solchen bezeichnet – obwohl gerade erst vier frühere Redaktor*innen zu zwei Jahren «harter Arbeit» verurteilt wurden. Dies, weil sie sich in einem Video mit Studierenden solidarisierten, die im Zuge der Nawalny-Proteste 2021 festgenommen wurden.

Die ZS hat den DOXA-Redaktor Vitalyn, der zurzeit an der Universität Zürich doktoriert, zum Interview getroffen. Der 27-Jährige ist seit 2018 beim Nachrichtenportal aktiv und damit eines der ältesten und langjährigsten Mitglieder. Aktuell veröffentlicht er Beiträge von Zürich aus.

**Vitaly, du lebst seit über zwei Jahren hier in Zürich. Woher weisst du, was in Russland vor sich geht?**

Ich telefoniere täglich mit meinen Freund*innen in

Russland, ausserdem lebt meine Familie auch noch da. Aus diesem Grund würde ich auch lieber nicht mit meinem vollen Namen zitiert werden.

**Wie würdest du die Stimmung in Russland zurzeit beschreiben?**
Die Leute sind deprimiert. Zu Beginn des Krieges gab es noch zahlreiche Proteste, insbesondere von jungen Leuten. Doch diese wurden strikt unterdrückt. Dennoch protestieren viele weiter, wenn auch subtiler. Sie sprayen Graffitis und verteilen Aufkleber gegen den Krieg. Aber gerade in Moskau ist auch das gefährlich. Die Stadt wird stark überwacht, unter anderem mit Gesichtserkennungskameras.

**Ist eine Mehrheit der Russ*innen also eigentlich gegen Putins Krieg?**
Das kann man leider nicht sagen. Doch ist es auch nicht so, wie der lettische Präsident Egils Levits kürzlich an einem Vortrag in Zürich sagte, dass nur eine kleine liberale Elite in Russland für die Demokratie ist. Eine bedeutende und grosse Minderheit sieht sich als Teil der Welt und nicht einfach als russische*r Staatsbürger*in. Doch in den letzten zwanzig bis dreissig Jahren wurden die neuen demokratischen Institutionen der Perestroika Stück für Stück abgebaut. Es gibt heute kaum mehr Möglichkeiten, sicher zu protestieren. Auch gibt es keine organisierte Opposition.

**2012 war ich im Rahmen eines Austauschs in Russland. Meiner Wahrnehmung nach interessierten sich insbesondere junge Leute kaum für Politik und es herrschte eine gewisse hilflose Gleichgültigkeit. Wie sieht es heute bei den Jungen aus?**
2012 war vielleicht das letzte Jahr mit Hoffnung in Russland, ab dann ging es nur noch bergab. Die Nullerjahre waren äusserst apolitisch, es galt geradezu als uncool, politisch aktiv zu sein. Das hat sich in den letzten Jahren verändert. Die Leute haben realisiert, dass Politik einen sehr grossen Einfluss auf ihr Leben hat. Im Zuge der Wirtschaftskrise wurden die Leute ärmer und Putin hat mit der Verfassungsänderung gezeigt, dass er vorhat, für immer zu regieren. Die heutige Jugend ist viel politischer.

**Und wie steht die Jugend zum Krieg, insbesondere an den Universitäten?**
Ich würde sagen, eine Mehrheit ist gegen den Krieg. Es gibt einen Generationen-Gap. Das sehe ich auch bei meiner Familie. Ich kann meinen Grosseltern nicht von meinem Aktivismus erzählen, sie würden es nicht verstehen. Manche meiner Freund*innen können darüber nicht mal mit ihren Eltern sprechen. Das ist für viele etwas vom Schlimmsten an der ganzen Situation: dass man nicht einmal mehr in der Familie eine gemeinsame Sprache findet, um über diesen schrecklichen Krieg zu sprechen.

**Die Mehrheit deiner Freund*innen bei DOXA sind noch in Russland – wie könnt ihr noch weiter veröffentlichen?**
Wir bei DOXA sind sehr horizontal organisiert. Es ist deshalb auch schwierig zu sagen, wie gross DOXA ist. Vor Beginn des Krieges waren wir vielleicht zwischen 30 und 50 Personen. Aktuell werden die Artikel von Leuten aus dem Ausland publiziert. Dennoch sind unsere Mitglieder in Russland einem grossen Risiko ausgesetzt.

**Wie erreicht ihr die Leute mit euren Nachrichten?**
Wir sind besonders in den sozialen Medien aktiv. Auf Instagram folgen uns über 100'000 Personen, auf Telegram rund 55'000. Ausserdem verschicken wir tägliche Newsletter per Mail, denn Mails sind schwieriger zu zensieren.

**DOXA fokussierte sich bei seiner Gründung ursprünglich auf Themen rund um die Universität. Wie beeinflusst der Krieg die Universitäten in Russland?**
In einem offenen Brief haben sich rund 200 Rektor*innen von russischen Universitäten hinter den Kurs des Kremls gestellt. Gebäude werden mit dem «Z» versehen und Gastredner*innen eingeladen, die erzählen, dass die Ukraine kein eigenes Land ist. Kritische Stimmen werden sowohl von Seiten der Regierung als auch der Uni unter Druck gesetzt. Studierende werden ausgeschlossen und die Verträge von Dozierenden nicht mehr verlängert. Aber es gibt auch Universitäten, die ihre Forschenden nicht daran hindern, sich kritisch zu äussern.

**Die ganze Situation erscheint aussichtslos. Was ist deiner Meinung nach jetzt wichtig für den Umgang des Westens mit Russland?**
Die Russ*innen komplett zu isolieren, halte ich für gefährlich, auch wenn ich den Impuls natürlich nachvollziehen kann. Doch das treibt sie nur noch mehr in die Arme von Putin, der ihnen genau das erzählen will: dass es für sie keinen Platz auf der Welt gibt ausser unter ihm. Vielmehr sollte den Russ*innen die Hand gereicht werden, zum Beispiel indem russischen Deserteur*innen Asyl angeboten wird. Wirtschaftliche Sanktionen, welche den Rohstoffhandel einschränken, sind ebenfalls wichtig. Doch gerade da ist der Westen zurückhaltend.
Es gibt kein Zurück zum Status quo vor dem Krieg. Am wichtigsten ist es deshalb, dass der Westen demokratische Kräfte in Russland unterstützt, denn die gibt es. Auch beobachte ich einen Wandel bei Leuten, die Putin unterstützen. 2014 standen diese zu 100 Prozent hinter der Annexion der Krim. Heute habe ich das Gefühl, dass sie tief in ihrem Herzen wissen: Dieser Krieg ist nicht gerecht. ◊

---

www.doxajournal.ru
Das DOXA Magazin kann unterstützt werden auf www.patreon.com/doxajournal.

PHBern
Pädagogische Hochschule

#darumlehrperson

# WIE WEITER NACH DEM FACHSTUDIUM?

Mehr dazu an der online Info-Veranstaltung:

**Mittwoch, 18. Mai 2022, 18.00 – 19.00 Uhr**

Jetzt anmelden!

**www.phbern.ch/is2-infoanlass**

Verband der Studierenden der Universität Zürich VSUZH

Join us!

# VSUZH-DISCORD

New Friends ⁎ Event News ⁎ Study Groups ⁎ Art Sharing ⁎ Student Jobs ⁎ Gaming Community ⁎ Debates ⁎ Givewaways ⁎ and more

# Beach Vibes

## @CaketoMe auf gutefrage.net: «Also ich hab ja mal so nachgedacht, wie man das im Sommer machen kann mit dem Umziehen am Strand»

Lucie Reisinger (Text und Bild)

Chilling at the beach. Badehose noch feucht. Es wäre an der Zeit aufzubrechen. Merde. Ich denke an das Bevorstehende. Als ich klein war, hielt Maman mein Badetuch. «C'est bon? T'as fini?», «Non, attends!», rot im Gesicht – ohne Sonnenbrand. Jetzt halte ich selbst den Vorhang zu. Die freie Hand befördert den ersten Fuss durch die Unterhose. Der Schlitz des Wickelrocks sorgt nicht nur für ausreichend Beinfreiheit. Er steht offen. Wenn man das Badetuch enger wickelt, realisiert man, dass die Toga nun zu eng sitzt. Die Handtuch-Herumwickeln-Konstruktion darf nicht zu locker, aber auch nicht zu eng sein.

Man schaut an sich hinunter in die dunkle Höhle. Nochmals schütteln. Der ganze Strand schaut mir zu. Chilling at the beach. Schluss, endlich. Ich bevorzuge es, den Strand erst dann zu verlassen, wenn mein Bikini wieder trocken ist. Mit guter Vorbereitung gelingt eine Umkleide für unterwegs: Ein Kleid anziehen, ein Loch in ein altes Tuch schneiden, einen Strandponcho kaufen...

Oder ganz ohne: Wer sich nicht geniert, generiert vielleicht am wenigsten Blicke? «Mir iss sowas... total wurscht...» ,kommentiert @Unterhose96. ◊

*Die Zentralwäscherei in Zürich-West bietet ein breites Programm und setzt auf Diversität.*

# «Filippo Leutenegger kann gerne bei uns abendessen»

## Seit 2019 wird die alte Zentralwäscherei zwischengenutzt. Dahinter steckt ein basisdemokratisch organisierter Verein mit Awareness-Konzept.

Jon Maurer (Text) und Diego Bolliger (Bild)

Der Bass dröhnt durch den Betonblock. Im rötlich schimmernden Gang tummeln sich junge Menschen, Vokuhilas und schnelle Brillen. Es ist eine Klubnacht in der Zentralwäscherei – dem Raum, in den zurzeit viele Ausgänger*innen strömen. Es lebt und wuselt um mich herum, als ich durch den Zigarettenrauch das Fumoir betrete. Aus dem Beschallungsraum wummern Technobeats – «richtig hässig». Wir tanzen bis in die frühen Morgenstunden hinein.

### Ein junger Verein legt los

An einem sonnigen Montag kehre ich an die Neue Hard 12 zurück. Die Wand des Fumoirs ist aufgeklappt – ein paar Leute geniessen die Sonne. Ich treffe auf Dominic, Yan und Philipp, drei Mitglieder des Vereins Zentralwäscherei. Sie zeigen mir, welche Räume der Verein nutzt: den Beschallungsraum für Raves, dahinter eine Mehrzweckhalle und die Bar, Kleinwäscherei genannt. Schliesslich gibt es einen Aussenbereich, der für den Sommer umgestaltet werden soll.

«Die Gestaltung dieses Ortes ist ein laufender Prozess. Wir machen auf lange Sicht keine fixen Pläne, um offen für neue Ideen zu sein», sagt Dominic, als wir uns

fürs Interview setzen. Das gelte auch für den Verein Zentralwäscherei: Dieser ist basisdemokratisch organisiert, um starre Machtstrukturen und monotone Planung zu vermeiden. Die circa 250 Vereinsmitglieder sind in rund zwanzig Arbeitsgruppen unterteilt, die für verschiedene Bereiche wie etwa Gastronomie, Programm oder Kommunikation zuständig sind. Die Arbeit ist ehrenamtlich. Daneben gibt es sieben Betriebsteams, welche die Ideen der AGs umsetzen. Wichtige Entscheide müssen von der monatlichen Vollversammlung abgesegnet werden. «In einer solchen Organisationsstruktur fällt es manchmal schwer, schnell zu kommunizieren und zu entscheiden», bemerkt Dominic. Um diesem Mangel entgegenzuwirken, delegiere die Vollversammlung gewisse Entscheidungen an die Arbeitsgruppen.

### Von Mittagsküche bis Klubnacht

Wie kam der Verein hierher? Via die Raumbörse, eine gemeinnützige Raumvermittlungs-Organisation der Stadt Zürich, erklärt Philipp vom Vorstand. Noch bis 2019 wurde in dem Gebäude Wäsche für Spitäler und Heime gewaschen. Als die Wäscherei dann nach Regensdorf zog, wurde das Gebäude für eine Zwischennutzung freigegeben. Der städtische Auftrag lautete: einen nicht kommerziellen Kulturort für junge Erwachsene ins Leben rufen. «Entscheidend für die Vergabe an uns war wohl der Fakt, dass unser Verein ein Zusammenschluss aus einer Vielzahl von Kollektiven ist», mutmasst Philipp. Darunter zum Beispiel Nextzürich, Extraleben und Les Points. So war von Beginn an klar, dass der Verein darum bemüht ist, verschiedensten Gruppen Raum zu geben.

Diese Diversität soll sich in den Projekten und Events der Zentralwäscherei widerspiegeln: Von Performance-Kunst über Klubnächte bis hin zu Strick-Kursen ist für fast alle etwas da. «In etwa fix ist nur das Wochenendprogramm: Donnerstag Streambar, Freitag Konzertabend, Samstag Klubnacht», meldet sich Yan, Mitglied des Betriebsteams Programm, zu Wort. In der Kleinwäscherei gibt es zudem von Dienstag bis Freitag eine Mittagsküche. Ansonsten ist das Programm offen und jede Woche anders. Die Angebote finanzieren sich gegenseitig: Der Gewinn durch Gastronomie und Raves ermöglicht Projekte wie Kunst-Performances, die ein kleineres Publikum anziehen.

«Wir wollen besonders denjenigen Menschen eine Plattform bieten, die sonst aus gesellschaftlichen oder finanziellen Gründen wenig zu Wort kommen», sagt Yan. Zum Beispiel ethnische Minoritäten, Menschen aus der LGBTQIA+-Community und junge Künstler*innen. Yan würde es beispielsweise gefallen, ein tibetisches Festival zu organisieren. Auch politische Organisationen können sich bewerben, um den Raum für Plena zu nutzen. Grundsätzlich ist jede Art von Kollektiv willkommen, sich mit einem Projekt im Open Call zu bewerben.

Doch hat auch jedes Projekt Chancen, angenommen zu werden? «Wir haben nicht die Maxime, nur Projekte anzunehmen, die im politischen Spektrum links zu verorten sind», antwortet Philipp auf die Frage. Über die Annahme eines Projektes entscheide der Verein demokratisch. Jedoch seien viele Mitglieder in linken Organisationen aktiv, was sich in den Abstimmungen auch zeige. «Filippo Leutenegger kann gerne bei uns abend essen», meint Philipp lächelnd, «bürgerliche Projekte haben aber einen schweren Stand.»

**«Wir haben nicht die Maxime, nur linke Projekte anzunehmen»**

Philipp vom Vorstand
des Vereins Zentralwäscherei

### Herzstück Awareness-Konzept

Ein zentrales Anliegen des Vereins ZW ist die Aufweichung der Grenze zwischen Konsument*innen und Konsumort. Lässt man das Wirken des Vereins beiseite, sollen es die Besucher*innen sein, die den Ort gestalten – wenn nicht durch Projekte, dann durch die Stimmung, die sie mitbringen. Hier spielt ein Herzstück des Vereins die entscheidende Rolle: das Awareness-Konzept. Auf einem grünen Blatt werden die Verhaltensregeln diktiert: zum Beispiel dass vorschnelle Annahmen über den kulturellen Hintergrund des Gegenübers zu vermeiden sind, dass Berührungen nur mit Zustimmung geschehen oder dass man sich immer mit Namen und Pronomen vorstellen sollte. Regeln auf Papier anzuschlagen, ist in linken Bars und Clubs schon lange üblich. Was macht die Zentralwäscherei anders? «Es reicht nicht, einfach einen Zettel aufzuhängen», sagt Dominic, «Awareness braucht Effort.» Am Eingang der Zentralwäscherei weisen deshalb die Türsteher*innen die Besucher*innen auf die Regeln hin. Rein kommt nur, wer versichert, sie zu beachten. Kommt es im Innern zu Konflikten oder Übergriffen, sind Mitglieder des Awareness-Teams jederzeit ansprechbar. Zudem gibt es einen Raum, wohin sich Leute, denen es schlecht geht, zurückziehen können. «Die ZW soll ein Safer Space sein, wo sich Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht, kulturellen Hintergrund oder Alter wohlfühlen», sagt Yan dazu.

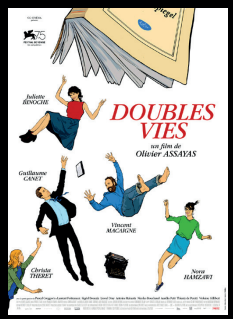
An der Tür so direkt angesprochen zu werden, stösst bei manchen Besucher*innen auf Argwohn. «Es fällt auf, dass sich besonders Menschen am Awareness-Konzept stossen, die schon grosse gesellschaftliche Privilegien besitzen», erzählt Dominic. Weisse cis-Männer zum Beispiel. Diese Leute seien es nicht gewohnt, ihr Verhalten einem Ort entsprechend anzupassen. «Dabei geht vergessen, dass das für viele Menschen, zum Beispiel People of Colour, Alltag ist: sich anzupassen, um Konflikte zu vermeiden», ergänzt Yan. Die politisch gefärbten Regeln führen natürlich zu einer Selektion im Publikum: «Wenn jemand irritiert davon ist, über Pronomen zu sprechen, wird diese Person wohl seltener in die ZW kommen», meint Philipp nüchtern.

Die Dauer der Zwischennutzung beläuft sich auf fünf Jahre. Danach sollen auf dem Areal Wohnungen und ein Schwimmbad entstehen. Wird der Verein überdauern? «Ja», glaubt Philipp, «die ZW soll sich in den nächsten Jahren so etablieren, dass sie nicht mehr wegzudenken ist.» Auch wachsen will der Verein: Für die Weiterentwicklung sind ständig neue Leute gesucht. Interessierte können jeweils am 22. des Monats am «Wöschtag», dem Anlass für Neumitglieder, vorbeischauen. Dominic beschliesst das Interview mit den Worten: «Es gibt viel zu tun!» ◊

# filmingo

## Streaming für Filmfans

**Costa Brava, Lebanon (2021)** von Mounia Akl



Laden im App Store

JETZT BEI Google Play

**www.filmingo.ch**

*Gehäkelte Pullover können sogar fliegen.*

# Nadelschwingen ist wieder in

## Der Strick- und Häkelhype hält an.

Gina Nipkow (Text und Bild)

Seit einiger Zeit bringen die Hände der Zürcher Studierenden neben Tastaturen auch regelmässig Stricknadeln zum Klappern. Passend zum Strickfieber hat sich auf Instagram ein eigenes Universum gebildet – das sogenannte «Knitstagram». Unter den Hashtags «knitting» (Stricken) und «crochet» (Häkeln), einer weiteren Garnsportart, lassen sich insgesamt über 63 Millionen Beiträge finden. Fleissig wird Garn zu Pullovern, Westen, Tops und Taschen oder zu trendigen Teilen wie der Balaclava, auch als Sturmhaube bekannt, verschlungen.

### Das Geschaffene ist direkt sichtbar

Jacqueline Kehrer, Leiterin des Zürcher Wollshops «Tuttolana», hat das Steigen der Nachfrage ebenfalls bemerkt. Auch die Zielgruppe habe sich verändert: «Der Lockdown hat dem Stricken viel Aufschwung gegeben. Ich denke, seit Neuem begeistert es auch viele junge Leute.» Worin liegt der Reiz dieses Handwerks, das eher einen verstaubten Ruf trägt?

Im Musical «Gypsy: a Musical Fable» wird gesungen: «Some people can get a thrill / knitting sweaters and sitting still / That's okay for some people / who don't know they're alive». Die neuen, jungen Stricker*innen von Zürich sehen das anders. Durch die repetitive Tätigkeit erhalten sie einen Ausgleich zum kopflastigen Studium, hört man sagen. Zur Abwechslung können sie etwas mit den Händen produzieren, bei dem das Geschaffene direkt sichtbar wird. Auch ist der Zugang heute einfacher, meint Kehrer: «Es ist halt sehr cool heute, weil man alles googeln kann. Man kann auf Youtube Filmchen schauen, wenn man etwas nicht versteht.»

### Stricken während der Online-Vorlesung

Auch der kreative Aspekt hat einen hohen Stellenwert, wie die Studentin Eileen Stephan bestätigt – sie hat im ersten Lockdown mit Stricken begonnen. «Ich habe endlos viele Möglichkeiten und kann alles genau so anpassen, wie es mir gefällt.» Und in der Modewelt hat der Strick-Look – als Konsequenz oder als Auslöser? – ebenfalls einen Aufwind erlebt. So präsentiert die Influencerin Emma Chamberlain auf Instagram selbstgehäkelte Outfits ihres Stylisten und der Turmspringer Tom Daley strickt seine Pullover auf der Olympiatribüne. Ordinäre Stricker*innen greifen hingegen meist am Abend fürs Abschalten zu ihrem Strickzeug, oder beim Netflixen – oder auch mal während Online-Vorlesungen.

Mit dem Stricken und Häkeln können auch Privatpersonen ein zusätzliches Einkommen generieren. Sie verkaufen zum Beispiel Anleitungen oder selbstgemachte Teile. So etwa die Studentin Cilla Geering, die seit dem Sommer 2021 über den Account «cilla.ch» auf Instagram gehäkelte Taschen verkauft. Rentiert sich das? «Es hat vielleicht Potential, aber für mich ist es nur ein Side-Hustle. Es finanziert sich selbst, doch ich konnte mir noch nie einen richtigen Lohn auszahlen», meint Cilla. Ihre Motivation komme von woanders: «Es ist etwas, das ich persönlich sehr gerne mache. Wenn man es Vollzeit machen würde, wäre man davon abhängig, immer genug Bestellungen zu erhalten.» Auch der Nachhaltigkeitsaspekt ist ihr wichtig: «Ich finde es schwierig, in der Modeindustrie hippe, nachhaltige Sachen zu finden. Ich wollte etwas haben, das heraussticht und trotzdem nachhaltig produziert ist. Deshalb häkle ich alle Taschen aus recycelter Baumwolle.»

Auch Kehrer hat bemerkt: «Viele legen jetzt Wert darauf, dass die Wolle nachhaltig produziert ist – weil man umweltbewusster lebt.» Nicht zuletzt verbinden Stricken und Häkeln eine leidenschaftliche Community. Ein Trend, der gerne bleiben darf. ◊

Weil du endlich Zeit dazu hast, die Sonne sich im Bildschirm spiegelt und du am Letten auch mit deinen inneren Werten überzeugen willst: Wir haben für euch das Spannendste ausgewählt, was Zürcher Verlage diesen Frühling veröffentlicht haben.

## «Pourquoi êtes-vous si triste?»

***Brandy*** – Sasha lebt und trinkt für zwei Wochen in Paris. Ihre Vergangenheit ist Gegenwart und umgekehrt. Sie sitzt alleine, traurig und verloren bei einem Drink in einer verrauchten Bar in Montparnasse oder in ihrem schäbigen Hotelzimmer. Die Menschen um sie herum bemitleiden und verachten sie: «Plat du jour – gekochte Augen, kalt serviert…» Sasha taumelt in einem Nebel durch die Strassen, lernt zwei Russen, einen Künstler und einen Gigolo kennen – und bleibt einsam. Sie weint, sie denkt, sie hofft. Dabei erfährt man vom Drama ihres Lebens.

Jean Ryhs schafft es, mit klarer Sprache das Gefühl von Abhängigkeit, Schmerz und Gleichgültigkeit zu vermitteln. Die spärliche Handlung, Gedankensprünge und Wiederholungen verleihen dem Roman einen Sog, wie eine nie endende Nacht. [luc]

Jean Ryhs – Guten Morgen, Mitternacht
288 Seiten
Kampa Verlag

## «…, wie die Doumpalme, die die Abwesenheit des Regens erträgt.»

***Waldspaziergang*** – Usama verteilt gerade Pizzaflyer in Bremgarten, als ihn ein Anruf aus Bagdad erreicht. Sein Bruder Ali ist auf dem Weg an die Uni verschwunden. Nichts Ungewöhnliches in der von Diktatur und Bürgerkrieg verwüsteten irakischen Hauptstadt. Usama und seiner Familie bleibt nichts, ausser zu warten und zu hoffen. Zu seiner eigenen Überraschung findet er Hoffnung und Trost im Wald – einem Ort, den er als Kind für fremd und gefährlich hielt. Leise rauschend hören die Bäume zu, wenn sich Usama fragt, wie er eine Stadt so sehr lieben kann, in der Leichen von den Eukalyptusbäumen hängen, unter denen sich früher Liebespaare trafen.

Es liegt an Al Shahmanis unaufgeregter Sprache, dass der Roman trotz Baum-Umarmen und Gewalt weder düster noch kitschig wirkt. Und gerade weil Usama aus der Schweiz über den Irak erzählt, rückt seine ferne Heimat für mich noch näher: Ich sitze am selben See wie er, als er seinen Bruder auf Fotos von Leichen zu identifizieren versucht. Eine Lektüre, die einen zum Hinschauen zwingt – und hilft, dabei nicht zu verzweifeln. [af]

Usama Al Shahmani – In der Fremde sprechen die Bäume arabisch, 192 Seiten Unionsverlag

## «Die Kunst ist ein Gewächs, eine Flechte, die über alles drüberwächst.»

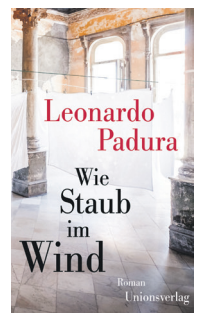
***Leben einhauchen*** – Der neue Roman der Zürcher Autorin Julia Weber ist eine nachdenkliche und dennoch packende Lektüre – wunderbar für den Liegestuhl im Sommer. Fragmentarisch setzt sich die Autorin mit Mutterschaft, dem Schreiben, der Kunst und Beziehungen auseinander. Auf einer Erzählebene ist die Ich-Erzählerin gerade dabei, einen Roman zu schreiben, als sie zum zweiten Mal schwanger wird. Was wird dieses Kind für sie und ihre Kunst bedeuten? Sie sucht nach Antworten in Gesprächen, Brieffreundschaften und Simone de Beauvoirs Texten. Auf einer zweiten Ebene spielt der Roman, den sie schreibt. Erst nach einigen Seiten wird der Leser*in klar, dass sich die Ich-Erzählerin auch mal mit ihren eigenen Romanfiguren unterhält und sogar eine Zigarette mit ihnen raucht oder sich zu ihnen ins Bett legt.

Beim Lesen fragt man sich, was die Autorin mit der Ich-Erzählerin gemeinsam hat und was die Ich-Erzählerin mit ihren Figuren verbindet. Wie geht eigentlich das Kunstschaffen mit dem Elternsein zusammen? Kann man das Privatleben von der Kunst trennen, muss man das überhaupt, oder bringt eine Vermengung einen Gewinn? Diese Fragen stehen im Zentrum des Textes. Ein Gewinn ist es jedenfalls, diesen Roman zu lesen, insbesondere wenn man elegante, poetische Sprache schätzt und sich für feministische Themen interessiert. [am]

Julia Weber –
Die Vermengung
348 Seiten
Limmat Verlag

## «Dem Duft nach frisch gekochtem kubanischem Kaffee folgend...»

***Geheimnisse*** – Eine Geschichte ist nie nur eine Geschichte. Sie besteht aus vielen kleineren Geschichten, die wie Puzzlestücke zusammen ein Ganzes ergeben. Das Rätsel ist erst gelöst, wenn jede Geschichte erzählt und jedes Geheimnis gelüftet ist. Viel zu verraten haben auch die Figuren in diesem Roman: Eine Freundesgruppe aus Havanna, von Kaffee und Rum verbunden, die sich nach dem Fall der Mauer in alle Winde zerstreut. Es handelt von Havanna nach dem Fall der Mauer, um Freund- und Liebschaften, das Sich-Selbst-Finden und Wieder-Verlieren. Wer in die Welt eintaucht, verliert sich, um am Ende zu finden, was alle wissen, aber nicht wahr haben möchte: Was auch immer wir mit unserem Leben tun, alles, was am Ende bleibt, und wir am Ende sind, ist «dust in the wind». [ajm]



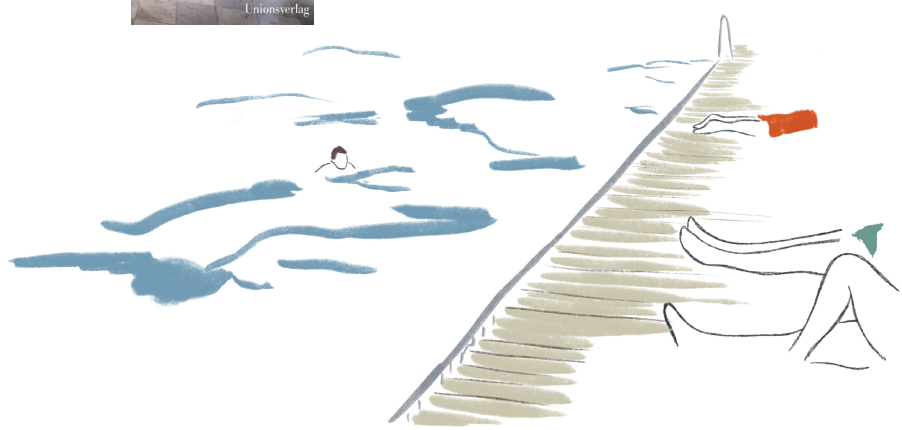

Leonardo Padura –
Wie Staub im Wind
528 Seiten
Unionsverlag

## «Die Heimat lieben, Bitch!»

***Käuflich*** – In Filipenkos Roman ist alles, wie es scheint: Der patriotische Oligarch versteckt sein Vermögen im Ausland, sein Vorzeigesohn ist in einen französischen Kommunisten verliebt und ein ambitionierter Sportjournalist schröpft das Vermögen seiner Frau. Für Bescheidenheit ist in Filipenkos russischer High Society kein Platz. Wer nicht nach oben strebt und nach unten kickt, bekommt statt einer goldenen eine gebrochene Nase. Man kann niemandem trauen, auch dem Ich-Erzähler nicht. Wieso inszeniert er das Geschehen wie eine Sonate? Will auch er uns an der Nase herumführen? Zum Glück gibt es Anton Quint, ein Investigativ-Journalist auf den Spuren der Oligarch*innen. Aber werden seine Recherchen reichen, um die dreckigen Machenschaften aufzudecken?

Dieses Buch liest man am besten in einem Zug – wortwörtlich, um sich dann bei der Ankunft in eine Recherche über die reale russische High Society zu stürzen. [af]

Sasha Filipenko –
Die Jagd
288 Seiten
Diogenesverlag



Bilder: zVg

PRIX DU PUBLIC
NOMINIERT
SOLOTHURN 2022

# lost in paradise

EIN FILM VON FIONA ZIEGLER

IVAN POKORNÝ
DOMINIQUE JANN
HEIDI MARIA GLÖSSNER

« Bern – so lustig wie noch nie! »
DER BUND

« Ein grosser Spass. »
DER BUND

**AB 12. MAI IM KINO**

FRENETIC FILMS

JOANNA SCANLAN

NATHALIE RICHARD

SEMAINE DE LA CRITIQUE CANNES 2020 · OFFICIAL SELECTION Telluride Film Festival 2020 · Industry Selects tiff Toronto International Film Festival 2020 · BFI LONDON FILM FESTIVAL OFFICIAL SELECTION 2020 · BAFTA WINNER FILM

# AFTER LOVE

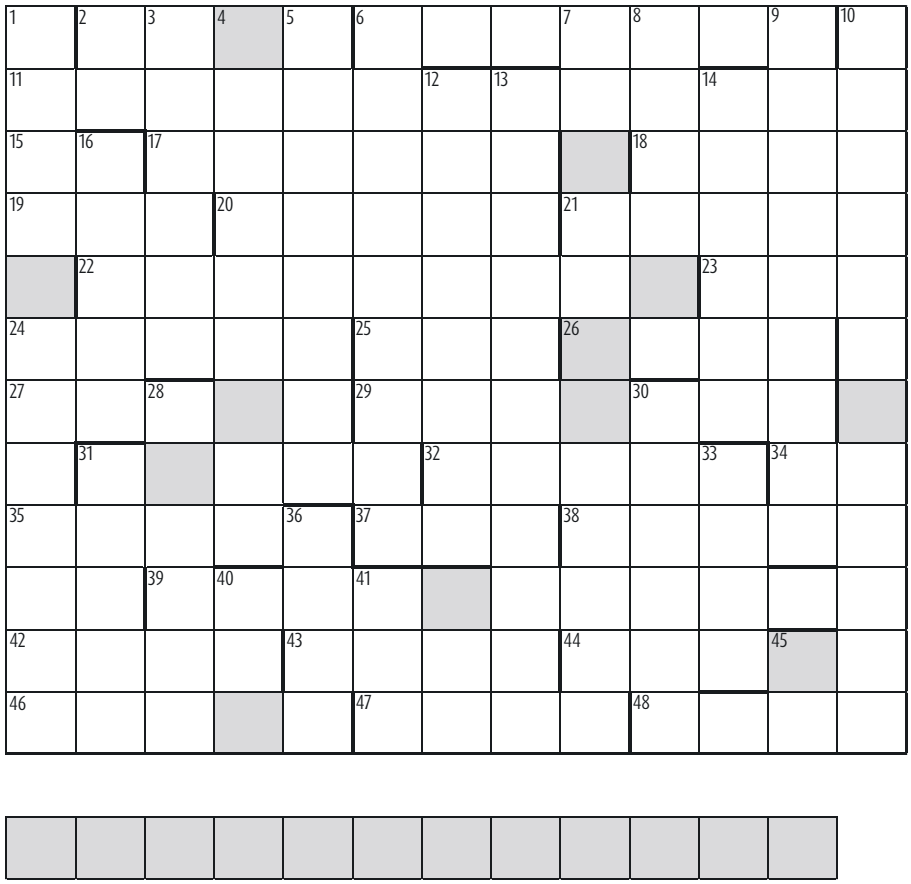
A FILM BY ALEEM KHAN

**AB 19. MAI IM KINO**

FRENETIC FILMS

## Hier rätselt einfallsreich Ella Eloquentia.

Ä Ö Ü = AE OE UE, J/Y = I



Schicke das Lösungswort bis zum 20. Mai mit dem Betreff «Rätsel» an raetsel@medienverein.ch und gewinne 3x2 Gutscheine für die Kinos Riffraff und Houdinii!

**Waagrecht**

**2** Hat Angel, Glocke und Flügel **6** Plättli ohne Aufschnitt drauf **11** Ellas drei skandalträchtige Polykonkurrenten **15** Scheibchenröntgen **17** Lebt buchstäblich in der Lagune, sonst eher auf dem Baum und im Terrarium **18** Spaziergang in den Rocky Mountains **19** Ruf des Uhus? Flossenkiller! **20** Ist der Wald so, dringt durch die Wipfel das **21** Wo sie mäanderte, kommt jetzt der Schweizer Mais her **22** Sind Äquatorzonen in ein paar Jahrzehnten nicht mehr, dafür vielleicht bald die Pole **23** Unser Redakteur wäre in Deutschland ein Seeufer **24** Besser so ein Job als so ein Buhler **25** Berglücke macht Well universell **26** Neu ist die Sünde vielverzeihlicher **27** Lombardeistadt weicht um ein Ny vom Affen ab **29** Spanische fuhren mit Volldampf von Baden nach Zürich **31** Stromerfinder, Flitzewagen **32** Seine Streifen geleiten uns täglich auf Inseln **34** James' Absage, Bonds Doktor **35** Götterrumpf inspirierte Rilke zur Lebensumkrempelung **37** Informiert in Renens, Thônex und Sierre **38** Kann man jemanden zum Tee, vor Gericht oder in einen zum Shoppen **39** Paradoxerweise die Ära, in der man am frühesten aufsteht **42** Offenbar Michael Wendlers Einstellung zu allem ausser Corona **43** Klingt nach roter Partei, ist aber zittrig grün **44** Macht auf Spanisch den Unterschied zwischen Jahr und After **46** Hütet Pfadis, Truppen und Vorräte **47** Pendant zum Onke? So viel für Jacques! **48** Attribut für Kopf mit Eigensinn

**Senkrecht**

**1** Grimmige Linsenpickerin **3** Wenn die Sympathie bei Nul ist: so oder so sam **4** Ziert grüne Alpenwiesen und blaue Hemden **5** Kriegst du kein Gemüse aus dem eigenen Dorf, dann kauf es zumindest so ein **6** Saftladen? Zeugungsfähig! **7** Ungefalteter Zettel? Tut Druckfehler kund **8** Entscheidet beim Grümpi über den Penalty **9** Pfirsichcousine ist Ambrosiafrucht **10** Waren zum Beispiel Los del Río mit Macarena und neuerdings so gesehen auch Will Smith **12** Bist du auf den Mund gefallen, setzt er dir eine Krone auf **13** Tut man seine Schwächen nicht vor allen und seinen Körper höchstens in der Badi **14** Stein aus gallischer Manufaktur **16** Die anagrammatische Freundin von Beata Abate **28** Verhühnerte? Büchermacher! **30** Fahrzeuge der Wahl für Ostalgiker*innen **31** Litt kürzlich unter pazifischem Vulkanausbruch **33** Hello-Sängerin? Verpflichtender Stand! **36** Der Kellner ist am Stammtisch direkt dem König unterstellt **40** Macht Ganz zum Chic, Gie zum Gedicht und Ment zur Naturgewalt **41** Bezeichnet point cardinal oder Markengründungsjahr **45** Pronomen der Vertraulichkeit

**Lösungswort der letzten Ausgabe:**
**WESPENNEST**

***Notlösung*** — Seit Januar 2022 weiss ich, dass ich dieses Semester wieder drei Kolumnen für die ZS schreiben werde. Und trotzdem überrascht mich die Nachricht mit der Information zur nächsten Deadline jedes Mal aufs Neue. Meine Stressachse läuft sofort auf Hochtouren und ich versuche krampfhaft an lustige Dinge zu denken, über die ich schreiben könnte.

Auch in diesem Monat bin ich sehr damit beschäftigt, amüsante Alltagspointen aufzuspüren. Dabei verirre ich mich hoffnungslos in zum Fremdschämen unlustigen und abstrusen Gedanken-Karussellen. So wollte ich anfangs einem Vorschlag meines Mitbewohners nachgehen: «Wieso der Sozialismus leider nicht funktionieren wird – am Beispiel der Schweizer Waschküchenpolitik». Doch ich konnte seinen wilden Theorien nur schlecht folgen, wie das Unvermögen von Personen, die Waschmaschine zu teilen, auf die gesamte Gesellschaftsdynamik zu übertragen sei.

Dann wollte ich darüber schreiben, wieso die architektonische Aufmachung der Psychologiefakultät der Uni Basel allein schon Depressionen auslösen kann. Das schien mir dann aber doch etwas übertrieben. So sitze ich kurz vor Redaktionsschluss immer noch hilflos da, mit halbfertigen Ideen im Kopf und einem Haufen an laschen Gedankenverknüpfungen, die zu nichts wirklich taugen. Deshalb halte ich es für die beste Lösung, die ZS-Leser*innen an meinem Konflikt teilhaben zu lassen und sich mit meiner Erlaubnis vielleicht auch etwas über mich lustig zu machen. Die nächste Kolumne kann ja im Notfall sonst mein Mitbewohner schreiben.

Selbstreflexionen aus dem Alltag unserer Kolumnistin Laura Chresta.

## Zeit und Geschlecht sprengen

***Ausstellung*** — Die Ausstellung «Orlando» ist von Virginia Woolfs gleichnamigen Buch aus dem Jahr 1928 inspiriert. Woolf beschreibt und kritisiert in ihren Büchern mehrfach die einengende Rolle, die Frauen ihrer Zeit zugewiesen wurde. «Orlando» ist eine Art Liebesbrief an ihre Gefährtin Vita Sackville-West, die als Inspiration für den Hauptcharakter Orlando diente. Dabei ist Orlando in zwei Aspekten aussergewöhnlich: Erstens lebt er/sie über vier Jahrhunderte und bereist dabei die Welt und zweitens wechselt er/sie nach etwa der Hälfte des Buches abrupt das Geschlecht.

«Geschlechterfluidität, die Idee eines grenzenlosen Bewusstseins und die Perspektive endlosen Lebens» werden so auch als Hauptthemen der Ausstellung beschrieben. Kuratiert wurde diese von Tilda Swinton, welche in der Verfilmung von Sally Potter 1992 Orlando selbst verkörperte. Die Ausstellung widmet der filmischen Inszenierung so auch einen ganzen Raum, in dem Swinton in historischen Kostümen aus verschiedenen Jahrhunderten auf die Besucher*innen hinabblickt. Des weiteren stehen Fotografien und Collagen von elf verschiedenen Künstler*innen klar im Zentrum. Die Wände sind in pastelligem Rosa, Blau und Gelb gestrichen – das regt zum Nachdenken an, denn bei den porträtierten (Geschlechts)Identitäten ist es eben gerade nicht so naheliegend, Rosa oder Blau zuzuordnen.

Von allen Künstler*innen wird je eine Werkreihe ausgestellt. Von der trans Ikone Rosalyne Blumenstein als Boticellis Venus bis hin zu einer kritischen Auseinandersetzung mit diskriminierender Sprache in «Orlando» mithilfe von abstrakten Porträtfotos ist alles dabei. Gewisse Werke wurden spezifisch für diese Ausstellung konzipiert, andere beziehen sich direkt auf den Roman, wieder andere passen sonst irgendwie ins Thema. Damit schafft die Ausstellung viel Platz für radikal unterschiedliche Perspektiven – Geschlecht und Identität werden aus der Sicht einer Vielzahl unterschiedlicher Kulturen, Länder und Klassen gezeigt. Dies macht eine Vielfalt sichtbar, welche sonst selten so im Mittelpunkt steht. Ein Besuch lohnt sich!

[jue]

«Orlando» ist noch bis zum 29. Mai im Fotomuseum Winterthur zu sehen. Es gibt kostenlose Führungen.

# Aus der Not eine Tugend gemacht

***Dokumentaion*** — Geräuschlos tänzeln seine Hände mit flinken Gesten durch die Luft. Sein wacher Blick folgt dem Geschehen, während die zittrigen Hände sich allmählich in Schmetterlinge verwandeln. «Der Pantomime mimt einen Schmetterling. Und wird selbst zum Schmetterling», erklärt Marcel Marceau, der vor fünfzehn Jahren verstorbene Pantomime.

Im Ringelhemd, mit weiß geschminktem Gesicht und einer roten Blume am zerknitterten Seidenhut, löste Marceau nach dem zweiten Weltkrieg bei seinem Publikum weltweit eine Welle fideler Faszination aus. Der Ursprung seiner Kunst blieb jedoch lange hinter der weissen Maske verborgen. Der Pantomime wurde 1923 als Sohn einer jüdischen Familie in Strassburg geboren. Als sein Vater in Auschwitz Opfer des Naziregimes wurde, schloss er sich der französischen Résistance an und half jüdischen Kindern bei ihrer Flucht über die Grenze in die Schweiz. Er nutzte die Stille zum Überleben und lehrte die Kinder, sich bei Gefahr mit Gesten und Mimen zu verständigen. Nach dem Krieg schuf Marceau aus seiner lebensrettenden Technik eine einzigartige Kunstform, die in ihren ernsten Momenten immer auch das Schicksal seiner Familie reflektierte.

Die neue Dokumentation «L'art du silence» des Schweizer Filmemachers Maurizius Staerkle Drux bringt das facettenreiche Leben Marceaus mit einem zeitgenössischen Blick auf seine Kunst in die Kinosäle. Staerkle Drux liess sich für den Film von der eigenen Familiengeschichte inspirieren. Er kennt den Künstler nämlich aus Erzählungen seines gehörlosen Vaters, der selbst Pantomime ist: «Mein Leben glich manchmal einer Stummfilmkulisse. Als Erwachsener ist mir bewusst geworden, dass Marceaus Pantomimennummern mehr als Spässe sind, die Kinder zum Lachen bringen», so Staerkle Drux. Er hat für «L'art du silence» zahlreiche Archivmaterialien verarbeitet und Freund*innen und Nachfahr*innen Marceaus auf ihrem Weg, das künstlerische Erbe des Pantomimen weiterzuführen, begleitet. Für die zeitgenössische Sicht auf Marceau sind vor allem die Einblicke in das heutige Wirken seiner Familie und eines ehemaligen Schülers bedeutend. Trotz biografischer Unterschiede zwischen den Protagonist*innen lässt sich beobachten, dass sie alle mehrmals in ihrem Leben neuen Mut aus der Pantomime schöpfen konnten.

Staerkle Drux' Filmmontage ist es gelungen, die zahlreichen Aufnahmen Marceaus und der lebenden Protagonist*innen in einen Erzählstrang zusammenzuführen, im Hintergrund stets die Frage nach dem wahren Marceau. «Tatsächlich bleibt mein Vater ein Mysterium für mich», so eine der Töchter Marceaus. Mit dieser Erkenntnis ist sie nicht allein. So genau scheint niemand, der Marceau persönlich kennengelernt hat, zwischen seinem Bühnen-Ich und seiner eigenen Identität unterscheiden zu können. Und genau dieses Mysterium versucht «L'art du silence» zu ergründen. Wer war Marcel Marceau wirklich? Der Film erhascht sich in dieser Frage einen einmaligen Blick hinter die Maske des weltberühmten Pantomimen, sodass man bei manchen Szenen glaubt, Marceaus Identität von der Pantomime trennen zu können. Doch es geht jeweils nicht lange, bis dieser Eindruck wieder verblasst. Auf lange Sicht mag die Person um den Pantomimen somit unweigerlich immer mehr in die Ferne rücken. Sicher bleibt dafür, dass das künstlerische Erbe Marceaus den Menschen geblieben ist und noch immer grossen Einfluss ausübt.

[beh]

«L'art du silence» läuft ab dem 19. Mai in den Schweizer Kinos.

# Geschärfte Konturen

***Album*** —Eine der grossen Stärken der Indie-Pop-Band Sunflower Bean aus Brooklyn ist die warme, volle Stimme von Sängerin und Bassistin Julia Cummings. Sie kann mühelos die sanfte Schwere eines Stücks wie «Otherside» tragen, den spritzigen Indie-Funk von «I Don't Have Control Sometimes» verkörpern und durch die Kaskaden von «Who Put You Up to This?» führen. Im Vergleich dazu haben die gelegentlichen Lead-Vocals von Gitarrist Nick Kivlen einen schweren Stand, auch wenn sie hie und da, etwa auf dem kauzig introspektiven «In Flight», zur Stärke werden.

Nicht nur in diesen Mischverhältnissen der Gesangsstimmen erinnert hier einiges an den stadionfähigen Pop-Rock von Fleetwood Mac. Wie diese in ihrer Hochphase müssen sich auch Sunflower Bean den Vorwurf der Gefälligkeit gefallen lassen. Nach der rauchigen Psychedelik des ersten Albums und den stampfenden Glam-Rock-Reminiszenzen des zweiten sind nun auf «Headful of Sugar» Falten geglättet und allzu offensichtliche Spielereien mit Retro-Ästhetiken ausgesondert worden. Die geschärften Konturen ermöglichen dafür auch eine klarer definierte Vielseitigkeit und einen klanglichen Luxus – ein Entwicklungsprozess, der vielleicht an den Bogen erinnert, den Rilo Kiley vom ersten Album bis zu «Under the Blacklight» geschlagen haben.

Thematisch ist das Album durchzogen von der Zwiespältigkeit einer jungen Vitalität. Immer wieder stehen Ängste («If only I could feel so free / to call you now would be a breeze» in «Who Put You Up to This?»), Erwartung und vorweggenommene Resignation («Nothing in this life is really free» im dunkel-trägen «Roll the Dice») im Mittelpunkt – Erfahrung und Berührung, die man gleichzeitig ersehnt und fürchtet. In der immer wieder schimmernd zelebrierten Lebendigkeit liegt bei Sunflower Bean so etwas wie ein Überschuss an Nachdruck, als müsse dabei etwas bekräftigt werden, was bedroht oder in Zweifel gezogen ist; als wollten die Kräfte von Traurigkeit, Müdigkeit und Enttäuschung ihnen die Kostbarkeit des Überschwangs aus den Händen ringen und man müsste sie umso fester umklammern, um sie behalten zu dürfen.

[man]

«Headful of Sugar» ist auf allen grossen Streamingplattformen zu hören.

Bilder: Judith Ebnöther / Les Films du Prieuré / Lucky Number Music

# Sprühparadies München

## Streetart wird in der Stadt zugleich verdrängt und gefördert.

Leah Süss (Text und Bilder)

Wie alle, die neu in München sind, schlendere ich staunend über den Marienplatz im Herzen der Altstadt. Anders als die munter zum Frühlingsfest oder zum Viktualienmarkt pilgernden Massen lasse ich die selbst für Zürcher Verhältnisse gepützelte Innenstadt hinter mir. Mein Ziel: die Streetart-Hotspots der Isarmetropole. Martin Arz' «Streetart München – Reiseführer für Münchner» zeigt mir dabei den Weg.

Von der Personenunterführung am Friedensengel geht es der Isar entlang über die Brudermühlbrücke bis zur letzten legalen Sprühfläche beim Alten Viehhof. Ich radle los zu Mauern, wo berühmte Crews und Nachwuchstalente ihre Spuren hinterlassen haben. Die aufwändigen Werke erinnern an die East Side Gallery in Berlin, jedoch in Klein und Unprätentiös.

### Fehlende Infrastruktur

München macht definitiv keinen Rummel aus der städtischen Streetart-Szene. So sehen sich Sprühköpfe den grossstadtüblichen Problemen ausgesetzt: Gentrifizierung und Kriminalisierung von Streetart. Anders als in Berlin, London oder Paris gibt es in München aber keine Quartiere, wo sich urbane Kunst konzentriert. Vielmehr ist sie über die Stadt verteilt, teils unter Brücken und in Unterführungen versteckt.

Laut Arz sind die alten Fabrikgelände der 80er-Jahre und ehemalige Militärgelände, die ohne Konsequenzen bemalt werden konnten, längst Geschichte. «Wenn heute Firmen, vor allem Brauereien, ihre Innenstadtlagen aufgeben, dann erfolgt keine Zwischennutzung mehr, geschweige denn streetartprovozierender Leerstand, sondern sofortiger Abriss und zügige Neubebauung», schreibt der Münchner.

Um dem Problem der umkämpften Flächen zu entgegnen, präsentiert München seit 2016 urbane Kunst in geschützten Museumshallen. So mache ich einen Zwischenstopp beim ersten Streetart-Museum Deutschlands, dem Museum for Urban and Contemporary Art (MUCA). Auf drei engen Stockwerken findet sich Streetart auf Leinwänden, ergänzt von besprühten Holz-, Wellblech- oder Keramikflächen, die dem Entstehungsort entnommen wurden.

Die Halle ist komplett schwarz bemalt, die Werke werden auf Industriegerüsten präsentiert. Auch wenn sich das Museum sichtlich Mühe gibt, den subkulturellen Untergrund zu repräsentieren, fällt es mir schwer, mit der Ausstellung warm zu werden. Die weltberühmten Werke von Banksy, Os Gêmeos, Invader oder Shadowman wirken stumpf, deplatziert. In einem Interview anlässlich der Eröffnung des Museums stellte Sebastian Pohl, der künstlerische Leiter des Streetart-Kollektivs «Positive Propaganda», den Sinn des MUCA-Museums infrage: «Ich finde, man sollte ein Museum mit Werken noch lebender Künstler*innen nur machen, wenn man mit denen tatsächlich auch zusammenarbeitet.»

Weiter kritisiert er «genrefremde Personen, die sich am Erfolg dieser jungen Subkultur bereichern wollen», etwa durch «Kunsthandel, dilettantische Publikationen oder sogenannte Street-Art-Touren», die in München beispielsweise für 29 Euro angeboten werden. Arz, dessen Buch vom MUCA unterstützt wurde, betont dagegen, dass sich das Museum seit der Gründung an Streetart-Projekten beteilige und somit einen Beitrag für den Erhalt der Münchner Szene leiste. Mit gemischten Gefühlen verlasse ich das Haus.

*Die letzte legale Münchner Sprühflache umgibt das Areal des alten Viehhofs. Hier werden Events und Workshops abgehalten.*

## Eine letzte «Hall of Fame»

Schliesslich erreiche ich die «Hall of Fame» an der Tumblingerstrasse. Hier sind Pieces und Schriftzüge der Münchner Ikonen Loomit, Eazy, Won ABC, Kult und Der Blaue Vogel entstanden. Zu ihrer Zeit galt München als Sprühparadies. Die ersten legalen Sprühflächen entstanden bereits 1985. Dazu kamen in den Neunzigern drei weitere Areale und eben dieses hier beim alten Viehhof. 2017 übernahm jedoch das Kulturprojekt «Bahnwärter Thiel» die Fläche bis zur geplanten Überbauung Ende 2022. Während das entstandene Containerdorf ein Paradies für Alternativkultur zu sein scheint und Raves, Workshops sowie Flohmärkte bietet, strömte dem Projekt aus der Streetart-Szene anfangs viel Hass entgegen. Es raube der letzten «Hall of Fame» noch mehr Freiraum, wie Arz erklärt. Die Sprayer*innen dürfen zwar immerhin die kompletten Wände des Areals bemalen, jedoch sei «der alte Charme dieser letzten Brache mitten in der Stadt dahin».

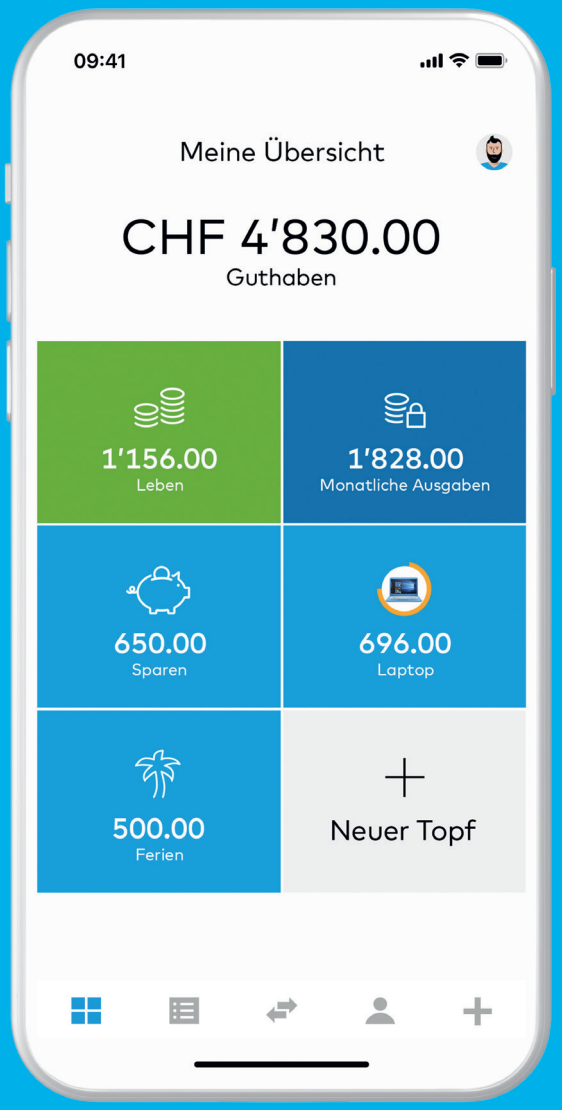
Um mir ein Bild zu machen, wage ich mich durch die meterhohen Pforten des farbigen Areals und trete in ein kurioses Sammelsurium an alten U-Bahnwagen, Gondeln und Schiffscontainern. Darin einquartiert sind Ateliers, Bars und Tattoo-Studios. Nichts erinnert an gutbürgerliche Weisswurststuben und gepflegte Biergärten. Dieser Ort bietet einigen jungen Kreativen eine Plattform, dennoch scheint er auch der Inbegriff von Gentrifizierung.

Nachdenklich verlasse ich den Stadtteil. Trotz allgegenwärtiger Verdrängung von Subkultur gibt es Lichtblicke für die Münchner Streetart-Szene: Das Kulturreferat vergibt jährlich national einzigartige Beiträge von 80’000 Euro für Streetart-Projekte, welche etwa in Festivals investiert werden. Daneben kämpfen nicht institutionelle Akteure wie die Kollektive «Freiräume» und «Die Städtischen» für mehr Raum für Subkultur, mit Erfolg! Für diesen Sommer wurde ein Streetart-Projekt bewilligt, um eine Unterführung beim Ostbahnhof zu gestalten. So trotzen Kreative den Vorurteilen von Münchner Genügsamkeit und lassen mich glauben, dass die subversive Seite der Stadt auch künftig erhalten bleiben wird. ◊

*Hier zeichnen Yara und Josefin vom @fraichemagazin für die ZS.*

# Deine Finanzen immer im Griff.

**Mit Zak hast du stets die Übersicht über deine Finanzen und weisst immer, wie viel dir wofür noch bleibt. Unkompliziert und gratis. Zak. Die Bank auf deinem Smartphone.**
**Mehr dazu unter www.cler.ch/zak-50**




Jetzt Konto eröffnen und **50 CHF** sichern!
**Code: UNDZAK**

**Zeit, über Geld zu reden.**

**Jetzt downloaden.**

Laden im App Store
JETZT BEI Google Play

Bank
Banque
Banca
CLER